Informationen zur modernen Stadtgeschichte

2005 2.Halbjahresband
Verlagsort: Berlin

Herausgegeben von
Martin Baumeister, Christoph Bernhardt, Franz-Josef Jakobi, Gerd Kuhn,
Heinz Reif, Jürgen Reulecke, Axel Schildt, Dieter Schott und Clemens Zimmermann

in Verbindung mit
Christian Engeli, Stefan Fisch, Antjekathrin Graßmann, Wolfgang Hofmann,
Horst Matzerath, Heinz-Jürgen Priamus, Dieter Rebentisch, Adelheid von Saldern,
Hans Eugen Specker und Clemens Wischermann

Themenschwerpunkt

Stadt und jüdisches Leben

Verantwortliche Herausgeber:
Susanne Freund und Franz-Josef Jakobi

L E I T A R T I K E L

Susanne Freund und Franz-Josef Jakobi
Stadt und jüdisches Leben 5

B E R I C H T E U N D A U F S Ä T Z E Z U M T H E M A

Gisela Möllenhoff und Rita Schlautmann-Overmeyer
Stadt und jüdische Gesellschaft in Münster zwischen 1880 und 1920 14

Wolfgang Maderthaner
Jüdisches Leben in Wien um 1900 31

Ulrich Tempel
Orte der Judenverfolgung in Berlin 1933-1945 46

R E Z E N S I O N

Rotraud Ries
Elfi Pracht-Jörns, Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen, Teil I-V (= Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern von Westfalen und im Rheinland), Köln 1997-2005 60

A U S W A H L B I B L I O G R A F I E

Tobias Meyer-Zurwelle und Susanne Freund
Publikationen zum Thema Stadt und jüdisches Leben seit 1998 64

F O R U M

Joachim Schlör
Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Zugänge (nicht nur) im Spazieren 73

A L L G E M E I N E B E R I C H T E

Celina Kress
Wachsende und schrumpfende Städte (Tagungsbericht) 92

Ursula Prutsch
Das Surplus von Wien. Stadterzählungen zwischen Ikonisierung und Pluralisierung (Tagungsbericht) 96

Ursula Lehmkuhl
Binding Forces. Old and New Dimensions of Belonging in the 20th Century Metropolis. (Tagungsbericht) 100

Martina Heßler und Dieter Schott
Nachwuchstagung der GSU, Universität Konstanz, 7./8.10. 2005 104

Thomas Bohn
Harald Bodenschatz, Christiane Post (Hrsg.): Städtebau im Schatten Stalins. Die internationale Suche nach der sozialistischen Stadt in der Sowjetunion 1929-1935. Berlin: Verlagshaus Braun, 2003 (Buchbesprechung) 110

M I T T E I L U N G E N 113

L E I T A R T I K E L

S U S A N N E F R E U N D / F R A N Z - J O S E F J A K O B I

Stadt und jüdisches Leben

In den meisten deutschen Städten wird am Jahrestag der Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 jedes Jahr mit mehr oder weniger großer öffentlicher Anteilnahme an die Diskriminierung, Verfolgung, Vertreibung und Ermordung der ehemaligen Mitbürgerinnen und Mitbürger jüdischer Herkunft und jüdischen Glaubens erinnert. Besonders eindrucksvoll ist das, wenn es in der Synagoge und in Kooperation mit der jüdischen Gemeinde geschehen kann.[1] Die Tatsache, dass Repräsentanten des öffentlichen Lebens auf diese Weise zusammen mit jüdischen Mitgliedern der Stadtgesellschaft gerade an diesem Ort der Ereignisse in den Jahren zwischen 1933 und 1945 und der Opfer der nationalsozialistischen Verbrechen gedenken, hat zweifellos besondere Bedeutung für das gegenwärtige und künftige Zusammenleben im kommunalen Raum. Als Grundlage für gemeinsames Erinnern kann dabei das erstaunliche Faktum dienen, dass in vielen deutschen Städten bereits unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs durch die Initiative einzelner Überlebender des Holocaust oder ihrer Nachfahren jüdische Gemeinden wieder begründet und zerstörte Synagogen wieder aufgebaut worden sind. Deutlich wird dabei allerdings auch, dass es 1945 keine unbefangene Anknüpfung an die Situation vor 1933 geben konnte, vielmehr gerade im kommunalen Nahbereich neue Formen des Zusammenlebens zwischen den Tätern bzw. ihren Nachfahren und den Opfern bzw. deren Nachfahren gefunden werden mussten; das galt vor allem auch im Hinblick auf den Umgang mit der Last der Geschichte.[2]

Aus der Verpflichtung zum integrativen Zusammenleben in der Gegenwart und zur Solidarität mit den jüdischen Gemeinden in schwierigen Zeiten[3] ist vor allem in

[1] In Münster etwa lädt dazu die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Kooperation mit der jüdischen Gemeinde ein; es nehmen regelmäßig Abgeordnete der Parlamente, Mitglieder des Rates, Vertreter der Kirchen, Behörden und Institutionen mit dem Oberbürgermeister und dem Regierungspräsidenten an der Spitze daran teil.

[2] Hier kam vor allem den Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit große Bedeutung zu; s. dazu: Josef Foschepoth, Im Schatten der Vergangenheit. Die Anfänge der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Göttingen 1993.

[3] In jüngster Zeit haben sich durch die Zuwanderungen aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion, die

den Städten in den letzten zwei Jahrzehnten – ausgelöst unter anderem durch das intensive Gedenken an die reichsweiten Pogrome des 9./10. November 1938 im Jahre 1988 – fünfzig Jahre danach ein starkes öffentliches Interesse daran erwachsen, über die mit den Schreckensdaten der Jahre 1933 bis 1945 unlösbar verbundene Akzentuierung der Opfer- und Verlustgeschichte hinaus den bedeutenden Anteil sichtbar machen und zu erinnern, der dem jüdischen Teil der Stadtgesellschaften insbesondere in der zweiten Hälfte des 19. und in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zukam. Es entstand mehr und mehr das Bewusstsein dafür, dass durch den Holocaust ein Traditionszusammenhang irreparabel zerstört worden ist, der Generationen lang das kulturelle, wirtschaftliche und politische Leben entscheidend mit geprägt hat.[4]

Die mit Geschichte befassten Institutionen in den Städten – Archive , Museen Volkshochschulen – sowie Vereine, Bürgerinitiativen und freie Zusammenschlüsse Interessierter haben dem in vielfältiger Weise durch Veranstaltungen, Ausstellungen und Publikationen Rechnung getragen.[5] Das führte häufig zu durch Bürgerinitiativen in Gang gesetzten Aktionen und Projekten, durch die unabhängig von den wiederhergestellten Synagogen und Friedhöfen Spuren jüdischen Lebens in den Städten gesichert und sichtbar gemacht wurden. Ein eindrucksvolles und noch längst nicht abgeschlossenes Projekt ist das der Markierung jüdischer Wohn- und Geschäftshäuser durch ‚Stolpersteine' mit Inschriften auf den Bürgersteigen davor, die auf die ehemaligen Bewohner bzw. Besitzer hinweisen.[6] Das von dem Künstler

teilweise zu einer Verdoppelung oder gar Vervielfachung der Mitgliederzahlen der jüdischen Gemeinden innerhalb eines Jahrzehnts geführt haben, neue ungeahnte Integrationsaufgaben mit neuen schwierigen Problemen ergeben. Zu den Zahlenverhältnissen siehe den Beitrag von Jürgen Zieher, ‚Wir errichten das Werk im Vertrauen auf Gott, aber auch im Vertrauen auf unsere Umwelt.' Jüdische Gemeinden in Westfalen-Lippe seit 1945, in: Bd. IV des Historischen Handbuchs der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen und Lippe (in Vorbereitung).

4 Durch eine Reihe regionaler und lokaler Studien der jüngsten Zeit eindrucksvoll belegt; s. dazu in den ‚Bibliographischen Hinweisen' in diesem Heft die unter dieser Rubrik aufgeführten Titel.

5 So widmen sich in Münster seit vielen Jahren zahlreiche Initiativen diesem Teil der Stadtgeschichte. Besonders hervorzuheben sind neben den städtischen Kultureinrichtungen Stadtarchiv, Stadtmuseum und VHS, der Geschichtsort Villa ten Hompel, der ehemals Sitz der Ordnungspolizei war und in seinem Forschungsauftrag Täter und Opfer des Nationalsozialismus in den Blick nimmt, die Akademie Franz Hitze Haus, die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und die Deutsch-Israelische Gesellschaft. Vgl. hierzu: Alfons Kenkmann (Hrsg.), Villa ten Hompel. Sitz der Ordnungspolizei im Dritten Reich. Vom ‚Tatort Schreibtisch' zur Erinnerungsstätte? Münster 1996; Alfons Kenkmann und Bernd-A. Rusinek (Hrsg.), Verfolgung und Verwaltung. Die wirtschaftliche Ausplünderung der Juden und die westfälischen Finanzbehörden, Münster 1999.

6 Vgl. Stolpersteine für die von den Nazis ermordeten ehemaligen Nachbarn aus Friedrichshain und Kreuzberg. Dokumentation. Texte. Materialien, hg. von der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst e.V., Berlin 2002.

Gunter Demnig 1995 in Köln und Berlin initiierte Projekt hat inzwischen in zahlreichen Städten große Resonanz erfahren. Bis heute hat er 5500 ‚Stolpersteine' in 97 Orten verlegt. Hierzu zählen neben den Metropolen wie z. B. Frankfurt, Hamburg oder Berlin zunehmend auch Initiativen in kleineren Gemeinden, die die Patenschaft für die aus Beton gegossenen Steine übernehmen. Die Steine tragen an der Oberfläche eine 10 mal 10 cm große Messingplatte, in die Gunter Demnig mit Hammer und Schlagbuchstaben HIER WOHNTE / HIER LEBTE und darunter den Namen, den Jahrgang und das Schicksal jedes einzelnen Menschen einstanzt. Die Schrift bleibt unauslöschlich in das Metall geprägt.[7]

Ein anderes Beispiel hat Ulrich Tempel in seinem Beitrag über die Orte der Judenverfolgung in Berlin beschrieben. Er zeigt auf, wie in der Berliner Stadttopographie heute – unabhängig von Synagoge, Museum und Friedhöfen, darum umso eindrucksvoller – an authentischen Orten die Alltagswirklichkeit des jüdischen Lebens unter dem Hakenkreuz in der Steigerung von Diskriminierung, Ausgrenzung, Verfolgung und Vernichtung durch entsprechende Gestaltung als Stätten der Erinnerung nachvollziehbar wird. Zugleich werden dadurch auch die gravierenden Verluste an städtischer Kultur deutlich gemacht, die die Nazi-Verbrechen an den Juden in einer Stadt wie Berlin zur Folge hatten. In der Retrospektive und von den Erinnerungsorten her tritt die Vielfältigkeit der in die verschiedenen Schichten der Stadtgesellschaft integrierten jüdischen Gruppierungen wie auch der bürokratische Alltag der Verfolgungsmaschinerie in Erscheinung.

In manchen Fällen erwuchsen aus den Gedenk-Initiativen der 1980er und 1990er Jahre größere aus öffentlichen Mitteln geförderte Projekte zur wissenschaftlichen Erforschung und Darstellung der jüdischen Geschichte im lokalen und regionalen Rahmen. Vier, die jeweils einen unterschiedliche Typus repräsentieren, werden im Folgenden stellvertretend für viele vorgestellt: das 1993 vom Rat der Stadt Münster in Auftrag gegebene Handbuch ‚Jüdische Familien in Münster 1918-1945', das 1995, 1998 und 2001 in drei Bänden erschienen ist, die jüngst abgeschlossene Dokumentation ‚Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen' von Elfi Pracht-Jörns, das in Form eines historischen Ortslexikons den gesamten Bereich eines Bundeslandes abdeckende und kürzlich in zwei Bänden veröffentlichte ‚Historische Handbuch der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen und Bremen' und schließlich das ‚Historische Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen und Lippe', das sich in der Erarbeitungsphase befindet und für das die ersten von

[7] So kooperiert z. B. in Münster der mit dem Geschichtsort Villa ten Hompel vernetzte Verein ‚Spuren finden' mit Gunter Demnig, der die Stolpersteine an den ehemaligen Wohnorten der ausgegrenzten, verfolgten und ermordeten Opfer des Nationalsozialismus in den Bürgersteig einsetzt. Seit 2004 sind hier 96 Stolpersteine verlegt worden. Am 26./27.1.2006 werden weitere 11 hinzukommen.

vier geplanten Bänden 2006 erscheinen sollen.[8]

Das Handbuch ‚Jüdische Familien in Münster 1918-1945' ist eines der Ergebnisse der umfangreichen Initiativen zur Beschäftigung mit der Stadtgeschichte im Rahmen des im Jahr 1993 begangenen Jubiläums ‚1200 Jahre Münster'. Die Stadt wollte ein ‚Gedenkbuch' für diejenigen Bürgerinnen und Bürger schaffen, „die seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts als integrierter Teil in die Stadtgesellschaft hineingewachsen waren und dann seit 1933 systematisch diskriminiert und verfolgt und schließlich vertrieben, verschleppt und vernichtet wurden: an die Menschen jüdischer Herkunft und jüdischen Glaubens".[9] Die ursprüngliche Initiative dazu ging von einer Arbeitsgruppe aus, die im Auftrag der Volkshochschule und der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit eine Ausstellung zum 50. Jahrestag der Reichspogromnacht im Jahre 1988 erarbeitet hatte.[10] Zwei der Mitglieder, Gisela Möllenhoff und Rita Schlautmann-Overmeyer, haben die Initiative weiter getragen.[11] Sie haben durch ein weltweites Korrespondenznetz und durch Besuche in den heutigen Aufenthaltsländern persönliche Kontakte zu den jüdischen Bürgerinnen und Bürgern Münsters – bzw. deren Nachfahren – aufgenommen, die durch Auswanderung und Flucht den Verfolgungsmaßnahmen der Nationalsozialisten entkommen konnten oder die Verschleppung in die Konzentrations- und Vernichtungslager überlebt haben. Im Wesentlichen war es ihrem Einsatz zu verdanken, dass die Stadt im Zuge der Vorbereitungen auf das Stadtjubiläum im Juni 1991 mehr als 100 jüdische Besucher aus aller Welt als Gäste begrüßen und bewegende Begegnungen von Verwandten, ehemaligen Nachbarn, Mitschülerinnen und Mitschülern ermöglichen konnte. Es lag nahe, es nicht bei diesem einmaligen Erinnerungstreffen zu belassen, sondern den erreichten Kenntnisstand dauerhaft abzusichern und in einem nach geschichtswissenschaftlichen Standards erarbeiteten ‚Gedenkbuch' zu dokumentieren. Nachdem sich Gisela Möllenhoff und Rita Schlautmann-Overmeyer bereit erklärt hatten, als Autorinnen zur Verfügung zu stehen und die Hauptarbeitslast zu tragen, und nachdem das Institutum Judaicum Delitz-

[8] Siehe die vollständigen Angaben in der Auswahlbibliographie in diesem Heft.

[9] Grußwort der Oberbürgermeisterin und des Oberstadtdirektors, in: Gisela Möllenhoff und Rita Schlautmann-Overmeyer, Jüdische Familien in Münster 1918-1945, T. 1.

[10] Vgl. die Begleitpublikation zur Ausstellung von Andreas Determann u.a. (Red.), Geschichte der Juden in Münster. Dokumentation einer Ausstellung in der Volkshochschule Münster, hg. von der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Münster e.V. und der Volkshochschule Münster, Münster 1989 und zu einer parallel vom Stadtarchiv erarbeiteten Ausstellung speziell zum Gedenken an die Pogromnacht: Ewald Frie und Roswitha Link (Red.), Der Judenpogrom vom 9./10. November 1938 in Münster. Die Ereignisse und ihre Bedeutung in Geschichte und Gegenwart. Dokumentation der Ausstellung des Stadtarchivs in der Bürgerhalle des Rathauses 9.11. bis 14.12.1988, Münster 1989.

[11] Siehe zum Folgenden: Vorwort der Herausgeber, in: Gisela Möllenhoff und Rita Schlautmann-Overmeyer, Jüdische Familien in Münster 1918-1945, T. 1.

schianum der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster und die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Münster als Kooperationspartner gewonnen werden konnten, beschloss der Rat ein mit Sondermitteln dotiertes Projekt, dessen Federführung dem Stadtarchiv übertragen wurde. Nach einer ersten zweijährigen Arbeitsphase konnte zunächst das ‚Biographische Lexikon' erscheinen, das geordnet nach Familienzusammenhängen mehr als 1400 jüdische Menschen vorstellt, die von 1918 bis 1945 in Münster gelebt haben. Das Projekt wurde mit der Publikation des dritten Bandes, dem zweiten Teil der Abhandlungen und Dokumente (1935-1945) erfolgreich abgeschlossen.[12] Wichtige Ergebnisse haben die Autorinnen in ihrem Beitrag zu diesem Heft in knapper Form zusammengefasst.

Auf eine ganz andere Weise ist auch das fünfbändige Werk ‚Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen' ein ‚Gedenkbuch'. Im Mittelpunkt dieser monumentalen von einer Einzelperson, der Historikerin Elfi Pracht-Jörns, erarbeiteten Dokumentation stehen allerdings nicht die vertriebenen und ermordeten jüdischen Menschen, sondern das, was sie zur Architektur, Kunst und materiellen Kultur unserer Städte und Gemeinden beigetragen haben. Intention des Auftraggebers, des auch für die Denkmalpflege zuständigen Ministeriums für Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen, war „die wissenschaftliche(n) Erfassung der materiellen bzw. dinglichen Zeugnisse der jüdischen Kunst und Kultur … von der Spätantike bis 1938". Es sollte darum gehen, ‚flächendeckend' nicht nur die Synagogen und Judenfriedhöfe zu erfassen, sondern „die ganze Bandbreite dessen, was jüdisches Leben und Schaffen in Nordrhein-Westfalen in der Vergangenheit und auch heute noch baulich belegte bzw. belegt".[13] Deutlich wird natürlich auch hier der unwiederbringliche Verlust, den Verfolgungswahn und Zerstörungswut der Nationalsozialisten zur Folge hatten. Für das gesamte Bundesland Nordrhein-Westfalen ist das mutwillig Zerstörte und Verlorengegangene wie das Erhaltene und Rekonstruierte minutiös dokumentiert. Rotraud Ries hat in ihrer Rezension die bewundernswerte Leistung der Autorin und den wissenschaftlichen Rang ihres Werks ausführlich gewürdigt.

Das in mehr als zwölfjähriger Spurensuche und Recherchen in Museen und Archiven sowie durch fotografische Bestandsaufnahmen für eine vielgliedrige Großregion Dokumentierte unterscheidet sich noch in einem anderen Punkt wesentlich von dem auf eine Stadt konzentrierten münsterischen Handbuch. Kennzeichnend und für unseren Zusammenhang von Bedeutung ist, dass der Gesamtentstehungszeitraum des nachgewiesenen jüdischen Kulturguts den zeitlichen Rahmen für das

[12] Gisela Möllenhoff und Rita Schlautmann-Overmeyer, Jüdische Familien in Münster 1918-1945. T. 2,1 und T. 2,2.

[13] Geleitwort der Ministerin Ilse Brusis, in: Elfi Pracht, Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen, T. I.

Werk bildet und so umfangreiche neue Quellen für die gesamte bis ins Mittelalter und teilweise sogar bis in die Spätantike zurückreichende Geschichte jüdischen Lebens in den nordrhein-westfälischen Städten und Kommunen erschlossen worden ist. Eben diese Gesamtgeschichte jüdischen Lebens in historischen Räumen ist Gegenstand der zwei großen regionalen Handbücher, die die Historischen Kommissionen von Niedersachsen und von Westfalen initiiert haben.

Das von Herbert Obenaus als Herausgeber verantwortete ‚Historische Handbuch der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen und Bremen' enthält in zwei umfangreichen Bänden 178 Ortsartikel in alphabetischer Abfolge. Erfasst worden sind dabei alle Gemeinden, „die auf dem heutigen Gebiet der Bundesländer Niedersachsen und Bremen einmal bestanden haben", also auch die, „die sich oft schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Zuge der Wanderungsbewegung vom Land in die Stadt aufgelöst hatten". [14] In einer umfangreichen Einführung gibt der Herausgeber einen detaillierten Überblick über die regionalen Sonderentwicklungen in den historischen Landschaften und Territorien der heutigen Bundesländer Niedersachsen und Bremen. Die Ortsartikel bieten einen entwicklungsgeschichtlichen Durchgang von den Anfängen bis zur Vernichtung in der nationalsozialistischen Zeit. Die Zeit nach 1945 wird nur in kurzen Ausblicken behandelt. Inhalt und Aufbau sind nach einem vorgegebenen Schema eingerichtet: „Die Ortsartikel des Handbuchs stellen die Geschichte der lokalen jüdischen Gemeinden mit ihren Einrichtungen wie Synagogen, Friedhöfen, Schulen und Vereinen dar, sie berichten dabei auch über die religiöse, soziale und ökonomische Entwicklung der Juden am Ort." [15]

Das westfälisch-lippische Handbuch ist wie das niedersächsische im Kern nach dem Ortsprinzip angelegt, unterscheidet sich allerdings im methodischen Ansatz und im strukturellen Aufbau nicht unerheblich davon. [16] Es hat zunächst eine territoriale Binnengliederung: für die Regierungsbezirke Arnsberg, Detmold und Münster sind drei Teilbände vorgesehen. Ein das Ganze integrierender vierter Band wird Einleitungs- und Überblicksartikel, Karten, Tabellen und Register, enthalten und über den aktuellen Stand der Forschungsdiskussion sowie die Überlieferungssituation informieren. Für die Konstituierung der etwa 230 Ortsartikel war nicht die Gemeindebildung des 19. Jahrhunderts entscheidend, sondern der Nachweis jüdischen Gemeinschaftslebens ganz generell, das so – jeweils innerhalb der heutigen Regierungsbezirke – Stadt für Stadt und Ort für Ort vom ersten Nachweis bis zur Nachkriegszeit erfasst werden kann. Für die Darstellung ist in erster Linie ein

[14] Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen und Bremen, S. 77.

[15] Ebd.

[16] Vgl. zum folgenden den Projektbericht von Susanne Freund im Heft 2/2004 dieser Zeitschrift.

chronologisches Gliederungsprinzip leitend, wobei die Zäsuren der jüdischen Geschichte maßgebend sind und die Gleichgewichtigkeit aller Perioden vom Mittelalter bis zum Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg gewährleistet werden soll. Darüber hinaus enthalten die Ortsartikel als eigene Unterpunkte generalisierende Angaben zur Überlieferung, zur Existenz von Beträumen, Synagogen und Friedhöfen sowie zu Schulen und sonstigen Einrichtungen für das Gemeindeleben. Inhaltlich werden soziale, kulturelle, gesellschaftliche und politische Aspekte ebenso berücksichtigt wie demographische und ökonomische Entwicklungen.

Die Ortsartikel in Handbüchern der beschriebenen Art stellen Quersummen des aktuellen Kenntnis- und Forschungsstands dar. Für ausführliche Erörterungen interessanter Fragen und Probleme, detaillierte Darstellungen von Einzelentwicklungen oder gar die Vorstellung neuer Forschungsergebnisse sind sie nicht der gegebene Ort. Dafür muss auf weiterführende Fachliteratur verwiesen werden. Für das Rahmenthema dieses Heftes bieten sie trotzdem eine Fülle an ortsbezogenen Informationen und Vergleichsmaterialien, die zur Weiterarbeit anregen. Zu welch interessanten und informativen Ergebnissen solche Einzelstudien zum Thema Stadt und jüdisches Leben insbesondere für das 19. und 20. Jahrhundert führen, zeigen die zwei weiteren Beiträge in diesem Heft.

Den für das Thema Stadt und jüdisches Leben wohl gewichtigsten und aufschlussreichsten Beispielfall stellt Wolfgang Maderthaner mit seinem Beitrag über Wien um 1900 vor. Hier erreichte der jüdische Anteil am politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben sowohl qualitativ als auch quantitativ einen absoluten Höhepunkt. Zugleich zeigen sich in extremer Steigerung und Verdichtung aber auch die Probleme, die mit der Entwicklung des jüdischen Teils der Stadtbevölkerung, mit dessen dramatischem Wachstum durch die Zuwanderung aus dem Osten, und mit den daraus resultierenden Spannungen nach innen wie nach außen, verbunden waren. Auf der einen Seite forcierten die in den Wissenschaften, den Künsten und der Wirtschaft Erfolgreichen sowie in die Stadtgesellschaft Integrierten den Prozess der Akkulturation soweit, dass sie ihre jüdische Identität nicht mehr nur zugunsten der sie umgebenden nationalen, sondern sogar einer neu zu schaffenden ‚transnationalen' aufzugeben bemüht waren. Zielvorstellung war – wie Maderthaner es formuliert – „Eine als ideal vorgestellte deutsche Kultur, ein idealisiertes , imaginiertes ‚Deutschtum' …, das in sich die unverfälschten Werte der Aufklärung, der Emanzipation, des Fortschritts, des gleichen Rechts, der Freiheit, der Kultur verkörperte".[17] Dem gegenüber stand das in orthodoxen Traditionen verhaftete Judentum der entwurzelten Migranten aus den durch Pogrome bedrohten slawischen Provinzen des Habsburgerreiches, die in ghettoartigen Elendsquartieren zu-

[17] In diesem Heft, S. 41.

sammengepfercht waren und weder Chancen noch Kraft und Willen zur Emanzipation hatten. Zwischen beiden Welten gab es keine Vermittlung. Während die einen mit ihrem „Traum einer vollständigen Akkulturation, einer Assimilation an die fortgeschrittenste und höchst entwickelte Kulturnation“ [18] scheiterten, zogen die anderen Fremdenhass auf sich und lieferten die Vorlagen für antisemitische Zerrbilder. Gerade für diese Gruppe bot schließlich Theodor Herzls zionistische Vision des ‚Judenstaats’ eine denkbare Alternative, während sie von den akkulturierten jüdischen Angehörigen des Bürgertums vehement abgelehnt wurde.

Während sich im Wien des ‚fin de siècle’ das Verhältnis Stadt und jüdisches Leben eher als Ausnahmesituation darstellt, repräsentiert Münster eher den ‚Normalfall’. Hier verlaufen – wie Gisela Möllenhoff und Rita Schlautmann-Overmeyer in ihrem Beitrag zeigen – die Prozesse der Emanzipation, Assimilation und Akkulturation in ruhigeren Bahnen, und es fehlt der soziale Druck der ostjüdischen Migrationsbewegung mit den Projektionsflächen für Antisemitismus. Nachdem die internen Spannungen in der auch für ein größeres ländliches Umfeld zuständigen Kultusgemeinde Münster zwischen Orthodoxie und Reformjudentum in der Mitte des 19. Jahrhunderts zugunsten des letzteren entschieden war, vollzog sich die Integration jüdischer Familien in die Stadtgesellschaft bis hin zum Konnubium mit der Oberschicht und zur Übertragung von Ehrenämtern in bürgerlichen Vereinen und Gesellschaften in kontinuierlichem Fortschreiten, das seinen Höhepunkt in der Weimarer Zeit erreichte. Persönlichkeiten wie der Rechtsanwalt und Notar Justizrat Dr. Julius Cohn, der zugleich Vorsitzender der Synagogengemeinde und Stadtverordneter sowie Rechtsvertreter zahlreicher Firmen und Behörden in Münster sein konnte, [19] oder Max Guthmann, [20] Teilhaber der international agierenden Getreidehändlerfirma Flechtheim & Co., Mitglied des so traditions- wie einflussreichen ‚Vereins der Kaufmannschaft’ und der Industrie- und Handelskammer sowie Handelsrichter und überregional tätiger Gutachter, stellen dafür eindrucksvolle Beispiele dar. Auch hier sollte sich der Anschein vorurteilsfreier Akzeptanz 1933 sehr schnell als Trugbild erweisen. Dass es keinerlei substantiellen Widerstand gegen die beginnende Diskriminierung und Ausgrenzung jüdischer Kaufleute und Hochschullehrer gab, beweist, dass antisemitische, zumindest antijudaistische Tendenzen latent vorhanden waren. [21]

[18] In diesem Heft S. 38.

[19] Vgl. Gisela Möllenhoff und Rita Schlautmann-Overmeyer, Jüdische Familien in Münster 1918-1945. T. 1, Nrn. 77, 156, S. 92f. und S. 166f.; T. 2.1, S. 77f.

[20] Ebd., T.1, Nr. 156, S. 166.

[21] S. dazu ausführlich: Zur Geschichte der Juden in Münster 1918 – 1945. Integration – Diskriminierung – Verfolgung – Ermordung, in: ebd., S. 16ff.

Sind mit Wien sicher nur wenige Städte wie etwa Berlin oder Frankfurt, Köln oder Hamburg vergleichbar, so stellt Münster nur einen von vielen ähnlichen Beispielfällen dar. Gerade für diesen Typus der kleineren Großstadt lohnt es nicht nur unter stadt- und regionalgeschichtlichen Aspekten dem Thema Stadt und jüdisches Leben nachzugehen. Für sie wie für zahlreiche kleinere Städte und Ortschaften bieten die oben vorgestellten Handbücher Vergleichsbeispiele in großer Zahl, sie machen allerdings auch die Forschungsdefizite sichtbar. Die zahlreichen lokal- und regionalgeschichtlichen Studien zur jüdischen Geschichte, die in jüngster Zeit erschienen sind, verdeutlichen, dass in den Geschichtswissenschaften die Bemühungen, diesen Lücken zu schließen, inzwischen flächendeckend in Gang gekommen sind. Einen Überblick bietet die Auswahlbibliografie von Tobias Meyer-Zurwelle und Susanne Freund in diesem Heft.

Susanne Freund, wiss. Mitarbeiterin des Instituts für vergleichende Städtegeschichte an der Universität Münster, E-Mail: freundsu@uni-muester.de
Franz-Josef Jakobi, Ltd. Direktor des Stadtarchivs Münster a.D.,
E-Mail: fjjakobi@t-online.de

G I S E L A M Ö L L E N H O F F
R I T A S C H L A U T M A N N - O V E R M E Y E R

Stadt und jüdische Gesellschaft in Münster zwischen 1880 und 1920[1]

Eine erste jüdische Gemeinde in Münster, deren Herkunft auf Köln wies, ging im Pestpogrom von 1350 unter. Dass ihre Mitglieder am internationalen Handel ihren Anteil hatten, lässt sich an einem auf die Mitte des 14. Jahrhunderts datierten Münzfund belegen, der 1952 in unmittelbarer Nähe des mittelalterlichen Synagogenbezirks hinter dem Rathaus gefunden wurde. Eine Wiederansiedlung von Juden nach der Pestzeit erfolgte nicht. Auch die Vergeleitung von zehn jüdischen Familien nach den Wiedertäuferunruhen von 1535 durch Bischof Franz von Waldeck blieb nur eine Episode. Ein langfristiger Aufenthalt in der Stadt scheiterte am Widerstand der Gilden, die ihr verbrieftes Recht durchsetzten, die Einwilligung zur Ansiedlung der Juden zu verweigern, da sie diese als Konkurrenz ansahen. Allerdings beschickten mit einem überregionalen Warenangebot und mit der Genehmigung des Magistrates jüdische Händler die Sendmärkte, die sich seit dem Frühmittelalter aus den Synoden des Bischofs mit seinem Klerus entwickelt hatten.

Die französische Besatzungsmacht hob 1810 das Niederlassungsverbot für Juden auf. Seitdem gab es in Münster einen kontinuierlichen Zuwachs von jüdischen Familien aus den Umlandgemeinden und aus entfernten Regionen, die zunächst ihre Lebens- und Verdienstmöglichkeiten in Münster ausloteten. Entsprechend hoch war die Fluktuation innerhalb der Gemeinde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von den im Jahr 1846 registrierten 29 Familien lebten Nachfahren von etwa vier Familien im Jahr 1933 noch in Münster.[2]

[1] Dieser Artikel beruht im Wesentlichen auf: Gisela Möllenhoff/Rita Schlautmann-Overmeyer, Jüdische Familien in Münster 1918-1945, im Auftrag der Stadt Münster, der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Münster e.V., des Institutums Judaicum Delitzschianum der Westfälischen Wilhelms-Universität hg. von Franz-Josef Jakobi, Susanne Freund, Andreas Determann, Diethard Aschoff: Teil 1: Biographisches Lexikon, Münster 1995; Teil 2,1: Abhandlungen und Dokumente 1918-1935, Münster 1998; Teil 2,2: Abhandlungen und Dokumente1935-1945, Münster 2001.

[2] Vgl. Extra-Blatt zum Amtsblatt der Regierung Münster betr. die Annahme jüdischer Familiennamen vom 25. Juli 1846, S. 1f.

Der Anteil der Juden an der Einwohnerschaft schwankte zwischen 1 und 0,5 Prozent und übertraf damit zwar stets den westfälischen Durchschnitt, blieb aber beträchtlich unter den Werten vergleichbar großer Städte wie z.B. Bielefeld, Dortmund oder Gelsenkirchen. Mit einer Anzahl von 637 erreichte die jüdische Gemeinde Münster im Jahre 1910 den höchsten Mitgliederstand. 1925 war er auf 580 zurückgegangen (0,6 Prozent) und sank innerhalb der nächsten acht Jahre noch einmal um Hundert, so dass 1933 mit 484 Mitgliedern ein absoluter Tiefpunkt von 0,4 Prozent zu verzeichnen und eine Verringerung gegenüber 1925 um 20 Prozent erfolgt war.[3] Dieser Rückgang war weder symptomatisch für Münster noch für die jüdische Bevölkerung, sondern entsprach einem überall in Deutschland feststellbaren Merkmal von Modernität und Urbanität.

Münsteraner Juden in Handel und Wirtschaft

Münster, seit 1815/16 Hauptstadt der preußischen Provinz Westfalen, war wesentlich eine Verwaltungsstadt und Handelsmittelpunkt. Die Stadt hatte durch die Kaufmannschaft immer starke Impulse zur Intensivierung des Handels erhalten, zu der in zunehmendem Maße nach 1870 auch jüdische Kaufleute zählten. Münsters Wirtschaftsleben war auf die Bedürfnisse einer bürgerlich ausgerichteten Bevölkerungsschicht mit wohlhabender Beamtenschaft sowie mittel- bis kleinständischer Handwerkerschaft zugeschnitten. In diese relativ günstigen Voraussetzungen fügte sich seit 1810 die fast ausschließlich Handel treibende jüdischen Minorität ein, deren Status sich im Vergleich zur zweiten in die Stadt einziehenden Minorität, den Protestanten, im Wesentlichen dadurch unterschied, dass letztere durch den Staat gefördert, die Juden jedoch in ihren bürgerlichen Rechten bis 1869 nicht als vollberechtigte Staatsangehörige angesehen wurden. Einer der entscheidenden Gründe dieser Ungleichbehandlung resultierte aus der beruflichen Ausrichtung der Juden auf den Handel, die aufgrund repressiver Maßnahmen seit dem Mittelalter erzwungen worden war. Jahrhunderte lang waren sie aus diesen Gründen verdächtigt worden, die Christen zu übervorteilen und auf unredliche Weise ihren Unterhalt zu erwerben. Ihre Etablierung in wichtigen Erwerbszweigen der christlichen Bevölkerung, wie Bäckerei- und Konditorei-, Schuhmacher- und Schneider-[4], Schmiede-

[3] Diethard Aschoff, Juden in Münster (= Westfalen im Bild, Westfälische Kulturgeschichte, Heft 9), Münster 1993, S. 13 ff und ders., Von der Emanzipation zum Holocaust. Die jüdische Gemeinde im 19. und 20. Jahrhundert, in: Franz-Josef Jakobi (Hrsg.) unter Mitwirkung von Thomas Küster, Geschichte der Stadt Münster, Bd. 2, Münster 1993, S. 461-487, hier S. 476.

[4] In Münster gab es im Jahre 1912 250 Herren- und 86 Damenschneider/innen. Vgl. Adressbuch der Stadt Münster 1912. Im Jahre 1929 hatte sich die Zahl der ‚Herrenkleidermacher' auf 302, die der ‚Damenkleidermacher' auf 234 erhöht. Vgl. Adressbuch der Stadt Münster 1929.

und anderen Handwerksberufen war am Veto der Zünfte gescheitert.

Die Erwartungshaltung der christlichen Mehrheitsbevölkerung einerseits und die berechtigten Interessen zur Sicherung des Lebensunterhaltes auf Seiten der Juden standen sich zu Beginn der Niederlassung der Juden in Münster gegenüber. Seit 1825 versuchte der in der Stadt praktizierende jüdische Arzt Dr. Alexander Haindorf diese einseitige Berufsstruktur zu durchbrechen, indem er geeignete männliche Jugendliche in Handwerksberufe vermittelte. Trotz einiger Erfolge blieb die Mehrzahl der Juden dennoch dem Handel verbunden, denn nach der Aufhebung der beruflichen Beschränkungen erwies sich im Zeitalter der Mechanisierung und der verkehrsmäßigen Erschließung großer Räume der Handel als ein Beruf mit Zukunft.

Die Voraussetzungen dafür waren um die Jahrhundertwende bei den meisten jüdischen Familien gewährleistet. Sie waren mit oder ohne Hausbesitz sesshaft geworden und übten Berufe aus, die der Bevölkerung Vorteile brachten. Ihre Geschäfte lagen an den zum Prinzipalmarkt, dem Herzen der Stadt, führenden Geschäftsstraßen. Das seit 1830 ansässige Papiergeschäft Löwenstein (Ludgeristr. 8) z.B. bot von Schreibutensilien bis zu Briefpapier, vom Kartenspiel bis zu den von der katholischen Bevölkerung geschätzten Heiligenbildern alles an, was die Messen an Neuigkeiten führten und der eher konservativen Neigung der Bürger entgegenkam. Die Inhaber des seit 1849 in Münster etablierten Kaufhauses Feibes tätigten ihre Einkäufe in Frankreich, Belgien und England. Sie lieferten zunächst Manufakturwaren, später auch Haushaltsartikel aller Art und Spielzeug. Die Mehrheit der jüdischen Geschäfte gehörte zur Textilbranche und konnte sich vielfach von kleinen Anfängen vor dem Ersten Weltkrieg zu erfolgreichen Unternehmen in der Weimarer Republik mit Zweigbetrieben in anderen Orten entwickeln. Der jüdische Einzelhandel führte ein breit gefächertes Warenangebot und deckte mit Kurzwaren und Nähgarnen, Stoffen, Wäsche- und Miederwaren sowie Herren- und Damenkonfektion, mit Pelzen, ‚Modeputz' und einem Spezialstrumpfgeschäft alle Bereiche ab. Die weitere Entwicklung führte zur zunehmenden Spezialisierung besonders im Manufakturwarenbereich.

Auffallend nach der Jahrhundertwende sind die vielen jüdischen Althandlungen oder Partieläden, in denen Second-hand-Kleidung und Schuhwerk sowie Ware für den kleinen Geldbeutel angeboten wurden. Sie befanden sich in Stadtvierteln mit kleinbürgerlicher Bevölkerung, zu denen das ‚Kuhviertel' zählte, das geprägt wurde von kleinen Handwerksbetrieben und Wirtschaften mit Ausspannmöglichkeit für die Bauern, die zu den regelmäßig stattfindenden Viehmärkten in die Stadt kamen oder den Wochenmarkt belieferten. Dort und in einem anderen, näher zum Stadtkern gelegenen, aber wegen seines Milieus von den meisten Bürgern gemiedenen

Viertel Nähe Sonnen- und Ritterstraße hatten sich u. a. einige Familien ostjüdischer Herkunft mit kleinem Handel angesiedelt.

Die etablierten Geschäfte befanden sich im Innenstadtbereich in den Hauptgeschäftsstraßen Ludgeri- und Salzstraße, Drubbel, Roggenmarkt und Bogenstraße sowie Rothenburg. Auch Bahnhofs- und Windthorststraße müssen aufgrund ihrer Nähe zum Bahnhof und dem daraus resultierenden Besucherverkehr aus dem Umland zur besten Geschäftslage gerechnet werden. Da das Stadtgebiet innerhalb des Promenadenringes bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts der am dichtesten bewohnte Bezirk war, konzentrierte sich hier das Angebot von Kurz- und Manufakturwaren sowie Stoffen, da die Kleidung noch größtenteils von Schneidern gefertigt wurde.

Die längste Ortstradition eines jüdischen Textilgeschäftes wies das ‚Kaufhaus Feibes' auf, das seit 1849 in Münster, Salzstraße 3/4, niedergelassen war und bis zum Novemberpogrom 1938 existierte. Jüdische Kaufleute kannten den Wert einer guten Geschäftslage. So verlegten die Brüder Feibes aus Lengerich erst zu dem Zeitpunkt ihr Geschäft in die Bischofsstadt, als sie in Münster ein passendes Grundstück in nächster Nähe zum Prinzipalmarkt gefunden hatten.[5]

Zu Eigentumsbildung am Prinzipalmarkt kam es nicht, wohl aber in anderen Hauptgeschäftsstraßen. Außerdem wurde um die Jahrhundertwende die Tendenz zur Trennung von Wohn- und Geschäftsbereich erkennbar, die sich in den zwanziger Jahren verstärkte. Man wohnte im Grünen in stadtnahen Villen, während die Innenstadt dem Geschäftsbereich vorbehalten blieb. Obwohl der jüdischen Minorität generell eine größere Mobilität im Vergleich zur christlichen Umwelt zu Eigen war, bewies sie mit ihrem Hausbesitz, dass sie in Münster leben, arbeiten und ihr Leben beschließen wollte.

Vor dem Erwerb von Immobilienbesitz standen verschiedene Überlegungen: das eigene Haus war aufgrund erfolgreicher Berufsentwicklung Statussymbol, aber auch krisenfestes Eigentum, das Unabhängigkeit und Sicherheit in schwierigen Zeiten bedeutete; es konnte jedoch auch als Renditeobjekt zur Altersvorsorge dienen. In den Hauptgeschäftsstraßen Münsters befanden sich zehn Wohngeschäftshäuser jüdischer Besitzer, die bereits im 19. Jahrhundert erworben worden waren. Bei den annähernd hundert ermittelten Grundstücken jüdischer Eigentümer in Münster handelt es sich mehrheitlich um Haus-, weniger um Geschäftseigentum.

[5] Vgl. Leo-Baeck-Institute, New York, ME 772, Memoiren der Julie Aschaffenburg geb. Feibes (1843-1929). Fragment, Köln 1919 (Typoskript).

Abb. 1: Innenstadtplan Münster 1903

War der Textilhandel ein traditioneller Erwerbszweig, so gingen jüdische Kaufleute aus Münster auch neue Wege, die sich aus wirtschaftlichen Erwägungen und Weitsicht ergaben. Dazu gehörte der Beruf des Getreide- und Futtermittelimporteurs, der durch die ländliche Umgebung und die gute Anbindung der Stadt an das Eisenbahn- und Wasserstraßennetz günstige Voraussetzungen bot.

Bis Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgte die Versorgung Münsters über die von den Bauern beschickten Wochen- und Jahrmärkte. Dem jüdischen Getreidehändler Alex Flechtheim verdankte Münster die Überwindung der „kleinräumigen Austauschbeziehungen“,[6] die dieser zunächst durch den Aufkauf und die Lagerung von Überschüssen, dann durch die Ausweitung des Handels in weit entfernte Kornkammern Deutschlands, später Europas und überseeische Länder bewerkstelligte. Als die Familie Flechtheim 1870 aus Brakel zuzog, hatten familiäre Gründe den neuen Niederlassungsstandort bestimmt. Der Aufstieg des Flechtheimschen Getreidehandels begann, als die kriegerischen Auseinandersetzungen mit Frankreich

[6] Isidor Goldschmidt, Die Entwicklung des Getreidehandels im rheinisch-westfälischen Industriegebiet während der letzten fünfzig Jahre, Dortmund 1913, S. 5.

1870/71 die Belieferung des Militärs erforderlich machten, die „zu vollster Zufriedenheit“ ausgeführt wurde und „die Grundlage zu Vertrauen, welches sich ungetrübt bis zum heutigen Tag [1895] erhalten hat,“ legte. Bereits 1884 eröffnete die Firma eine Filiale im Duisburger Hafen, später in Düsseldorf und gründete im Ausland jeweils Kontore in den Zentren des Getreidehandels in Russland, der Ukraine und Rumänien. Das hervorragende Ansehen der Firma führte 1909 zur Entsendung des Münsteraner Teilhabers Max Guthmann zu einer internationalen Konferenz in Berlin, in der Richtlinien zur Qualitätssicherung der Getreidelieferungen erarbeitet wurden.[7] Als Max Guthmann im Jahr 1911 zu einem Kongress nach St. Petersburg wollte, verwahrten sich die russischen Veranstalter gegen die Einreise jüdischer Teilnehmer. Die Industrie- und Handelskammer Münster wie Vertreter des ‚Deutschen Handelstages’ protestierten mit Erfolg gegen den Ausschluss. Die Wertschätzung, die jüdischen Getreidehändlern in Münster entgegengebracht wurde, äußerte sich in vielfältiger Weise. So war Max Guthmann von 1924 bis 1928 Handelsrichter an der Kammer für Handelssachen.[8] Die Getreideimporteure Albert Wertheim und Walter Rose gehörten zu den neun westfälischen Schiedsrichtern des ‚Bundes deutscher Rauhfutter- und Fouragehändler’.[9]

Auch die ländliche Region beeinflusste die wirtschaftliche Tätigkeit Münsteraner Juden in hohem Maße. Dies zeigt sich besonders an der Entwicklung des Viehhandels, der zu einer Domäne der Münsteraner Juden wurde. Die überprozentuale Besetzung dieser Branche ist nur aus der beruflichen Entwicklungsgeschichte zu verstehen. Als Juden aus den Städten verbannt wurden, siedelten sie sich in den umliegenden Ortschaften an. Dort waren sie Jahrhunderte lang Handelspartner der Bauern und bauten ein Vertrauensverhältnis auf, das im 19. Jahrhundert selbst nach ihrem Umzug in größere Städte erhalten blieb. Dies erwies sich in der Folgezeit als vorteilhaft, wenn es darum ging, neuen Anforderungen gerecht zu werden, wie die Überwindung regionaler Hungerkrisen oder Versorgungsengpässe aufgrund der Bevölkerungsexplosion, für die sie die technischen Errungenschaften wie Eisenbahn und den verbesserten Straßenbau nutzten. Die gegen Ende des 19. Jahrhunderts sich abzeichnende immer größere Bevölkerungskonzentration in Ballungsgebieten wie dem Ruhrgebiet führte zum Anwachsen des Bedarfs an landwirtschaftlichen Gütern in den Städten, während wachsender Wohlstand die Nachfrage nach Fleischprodukten erhöhte.

[7] Westfälisches Wirtschaftsarchiv Dortmund, K 5, Nr. 1120 (Flechtheim-Firmengeschichte zum 50-jährigen Jubiläum, Stempel der Handelskammer Münster vom 10. Mai 1895) und Nr. 1347.

[8] Adressbuch der Stadt Münster 1924-1928.

[9] Westfälisches Wirtschaftsarchiv Dortmund, K5, Nr. 1668, Bd. 1.

Am Beispiel der Familie Heimbach lässt sich für Münster diese Entwicklung exemplarisch belegen. Isidor Heimbach, 1851 als zweites von zwölf Kindern eines Metzgerehepaares in der Landgemeinde Laer/Kreis Steinfurt aufgewachsen, zog mit 23 Jahren nach Münster, um sich als Metzger zu betätigen. Angesichts der übermächtigen Konkurrenz christlicher Berufskollegen konnte er in dieser einzigen traditionell jüdischen Handwerkssparte in Münster nicht reüssieren und verlegte sich auf den Viehhandel. Laut Branchenverzeichnis[10] betrat er mit diesem Berufswechsel im Jahre 1879 für Münster Neuland und kann daher als Pionier dieser sich in den folgenden Jahrzehnten auffällig entwickelnden Sparte jüdischer Händler angesehen werden, die zwischen den ländlichen Regionen der Viehzucht und den städtischen Markt- und Konsumzentren die Mittlerfunktion ausübte. Eine so starke Präsenz von Juden wie in der Viehhandelsbranche wurde in keiner anderen Berufsgruppe erreicht, so dass dieser Wirtschaftszweig in der NS-Zeit verleumderisch als von Juden ‚beherrscht' galt.[11] Auch vier der sieben Söhne von Isidor Heimbach wie etliche seiner Enkel traten in diese beruflichen Fußstapfen, letztere jedoch nicht mehr in Münster, sondern u.a. in Bremen. Wie von jüdischen Kaufleuten oder international agierenden Getreideimporteuren bekannt, handelten auch die Viehhändler „in einem Netzwerk von Beziehungen mit anderen jüdischen Firmen im In- und Ausland".[12] Die engen Kontakte zwischen der überwiegend agrarisch geprägten Bevölkerung Westfalens und den jüdischen Viehhändlern wirkten sich auch auf den Sprachgebrauch aus. Ebenso wie der Handschlag gehörte neben dem Plattdeutschen eine besondere Geschäftssprache – in Münster Masematte genannt – zum Handel auf den westfälischen Viehmärkten. Sie bestand aus einem Gemisch aus Plattdeutsch und Jiddisch, mit dem beim Aushandeln des Preises vor allem die Summen verschleiert wurden.[13]

Eine höhere Stufe im öffentlichen Ansehen erreichten die Pferdehändler. Während die Viehhändler mit den Bauern um den Preis für Rinder, Schafe oder Schweine feilschten, kamen Pferdehändler neben dem Handel mit Ackergäulen und Brauereipferden in Kontakt mit Offizieren und belieferten das Militär mit ausgesuchten Renn- und Rassepferden. Sie verfügten über größeres Vermögen, zahlten

[10] Vgl. Adressbücher der Stadt Münster 1853, 1860 und 1869.

[11] Vgl. Avraham Barkai, Die sozio-ökonomische Situation der Juden in Rheinland-Westfalen zur Zeit der Industrialisierung (1850-1910), in: Kurt Düwell und Wolfgang Köllmann (Hrsg), Rheinland-Westfalen im Industriezeitalter, Bd. 2; Von der Reichsgründung bis zur Weimarer Republik, Wuppertal 1984, S. 86-106, hier S. 105, Anm. 34.

[12] Monika Richarz, Viehhandel und Landjuden im 19. Jahrhundert. Eine symbiotische Wirtschaftsbeziehung in Südwestdeutschland, in: Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte 1 (1990), S. 66-88, hier S. 73.

[13] Vgl. ‚Schautermann galt als miese Type', in: Westfälische Nachrichten, 5. November 1997.

dementsprechend höhere Steuern und wohnten seit der Eingemeindung von 1875 in einem Stadtviertel mit villenähnlicher Bebauung. Sie bedienten sich außerdem eher neuer Kommunikationstechniken. So hatten im Jahre 1905 von sechs Pferdehändlern in Münster – unter ihnen drei Juden – zwei jüdische und ein nichtjüdischer Händler ein Telefon. Von den 21 Viehhändlern dagegen verfügten lediglich zwei jüdische über einen Anschluss.[14]

Neben den erwähnten Berufsgruppen wird der handwerkliche Geschäftsbetrieb jüdischerseits in Münster allein durch die hier etablierten Metzgereien[15] repräsentiert, insgesamt vier über den Zeitraum von fast vierzig Jahren. Sie versorgten die jüdischen Familien, sofern sich diese noch an die religiösen Vorschriften hielten, mit rituell geschlachtetem und zubereitetem Fleisch.

Jüdische Kaufleute standen im Ruf, offen für Innovationen zu sein und Risiken nicht zu scheuen. So eröffnete Max Schulze 1896 in Münster eine Filiale der in Bielefeld gegründeten Firma. Er hoffte, mit einer technischen Errungenschaft, einer Nähmaschinen- und Fahrradhandlung, auch in Münster Fuß zu fassen. Da sich in diesen Branchen bereits einige Nichtjuden etabliert hatten, musste der jüdische Kaufmann mit einem größeren Angebot, erhöhter Leistungsbereitschaft und günstiger Kalkulation seine Kundschaft überzeugen. So unterhielt er eine ‚geschlossene Lehrbahn' und erteilte Gratisunterricht auf den jeweils neuesten Modellen der ‚Claes-Pfeil-Räder'. Außerdem unterwies er seine Kunden kostenlos im Nähen, Sticken und Stopfen. Günstige Kaufbedingungen wie z.B. kleinste Teilzahlung oder Rabatt bei Barkauf sowie die niedrig kalkulierten Verkaufspreise sollten die Zufriedenheit der Kunden garantieren. 1904 führte er bereits Motorfahrzeuge, da sich der Fahrradmarkt in Münster verdichtet hatte. Markenzeichen der Firma wurde schließlich das ‚Elvira'-Fahrrad, das auch noch nach dem Zwangsverkauf der Firma 1938 vom Erwerber Rudolf Burmeister vertrieben wurde.[16]

Auch der Musikalienbereich, den James-Israel Domp von Ernst Bisping 1910 übernommen hatte, veränderte sich zusehends durch technische Neuerungen. Neben dem traditionellen Klavier- und Instrumentenverkauf richtete der Geschäfts-

[14] Vgl. Adressbuch der Stadt Münster von 1906. Vgl. auch Arno Herzig, Die westfälischen Juden im Modernisierungsprozeß, in: Shulamit Volkov (Hrsg.), Deutsche Juden und die Moderne (= Schriften des Historischen Kollegs 25), München 1994, S. 95-118.

[15] Es gab neben den Metzgern noch weitere in Handwerksberufen tätige jüdische Münsteraner, je einen Maler, Anstreicher, Klempner, Installateur und Schuster. Alle Genannten unterhielten jedoch keinen Geschäftsbetrieb.

[16] Vgl. Münsterischer Anzeiger, 1. April 1900, Inserat Robert Schulze, und Münsterischer Anzeiger, 12. Dezember 1900. Vgl. ferner Adressbuch der Stadt Münster 1904: Es gab bereits zwölf Fahrradhandlungen, u.a. führte auch das ‚Kaufhaus Feibes', Salzstraße 3/4, zeitweilig Fahrräder. Das Inserat im Adressbuch von 1942 zeigt ein Herrenfahrrad vor der Rathaussilhouette. Die Umschrift lautet: „Schönheit und Qualität vereint im ELVIRA-RAD".

mann eine Abteilung für elektronischen Musikinstrumente, für Sprechapparate, Elektrola-Apparate, das weltberühmte Pianola und für Radios ein und erweiterte in den zwanziger Jahren in vergrößerten Räumlichkeiten sein Sortiment um die immer größeren Absatz findenden Schallplatten. Er selbst entwickelte mit einem Kompagnon ein Verfahren zur Herstellung einer unzerbrechlichen Schallplatte. Der erfindungsreiche und technisch versierte Kaufmann erfand daneben ein ‚Russisches Billard mit Geldeinwurf', das auf der ‚7. Westfälischen Gastwirtsmesse' mit einer ‚Goldenen Medaille' prämiert wurde.[17]

Die Mitgliedschaft von Juden in überkonfessionellen Vereinen Münsters

In einer überkonfessionellen Organisation findet sich der früheste Nachweis von jüdischen Mitgliedern im ‚Allgemeinen-Bürgerschützen-Corps'. Dieser 1842 konstituierte Verein „zur Förderung der Einheit und des Gemeinsinns"[18] verdankte seine Gründung dem unmittelbar bevorstehenden Besuch des Königs Friedrich-Wilhelms IV. von Preußen, zu dessen gebührendem Empfang Ehrenwachen aufgestellt wurden, unter denen sich zahlreiche jüdische Bürger befanden. Die den Kirchengemeinden angegliederten Schützenvereine in Münster waren dagegen den Juden aufgrund ihrer jahrhundertealten Tradition als Bruderschaften verschlossen, da deren Statuten die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche forderten. Auch in zwei der traditionsreichsten geselligen Vereine Münsters, dem Zivilclub, gegründet 1775, und dem Zwei-Löwen-Club, gegründet 1796, sind nur vereinzelt Juden nachgewiesen. Deren Mitglieder rekrutierten sich im 19. Jahrhundert überwiegend aus den höheren Gesellschaftsschichten, der Beamtenschaft und dem Militär, später auch aus der etablierten Kaufmannschaft, zu der die Juden in Münster zu dem Zeitpunkt noch nicht zählten.

Vereine im Bereich des Sports oder gemeinnützige Organisationen hatten dagegen nur geringe gesellschaftliche Vorbehalte gegen jüdische Vereinskameraden. Zu den ersten jüdischen Mitgliedern in der Turngemeinde Münster von 1862 zählte der Kaufhausbesitzer Feibes, der später zum Ehrenmitglied ernannt wurde.[19] Der Kaufmann Isidor-Leopold Steilberg, Mitbegründer der Freiwilligen Feuerwehr Münster, stellte sein großes technisches Wissen auf dem Gebiet des Feu-

[17] Vgl. Münsterischer Anzeiger, 3. Januar 1930, 13. November 1931 und 17. Januar 1929. Vgl. auch Interview Lissy Frank-Domp und Helge Loewenberg-Domp, 4. Oktober 1988.

[18] 125 Jahre Allgemeines-Bürgerschützen-Corps der Stadt Münster von 1842 e.V., hg vom Allgemeinen Bürgerschützen-Corps der Stadt Münster von 1842 e.V., Warendorf o. J. [1967], S. 11. Zitiert nach Anja Hogreve, Die Stellung der Juden in Münster in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Untersuchungen zum Prozess der jüdischen Assimilation, Münster 1990, S. 66.

[19] Vgl. 100 Jahre Turngemeinde Münster von 1862, S. 41.

erlöschwesens dem Gemeinwohl zur Verfügung. Er war langjähriges Vorstandsmitglied, Brandmeister des 1. Löschzuges und wurde zum 50-jährigen Bestehen im Jahre 1922 zum Ehrenbrandmeister ernannt. Anlässlich seines 100-jährigen Firmenjubiläums dankte er der Stadt und den Mitbürgern für das „stets erwiesene Wohlwollen“ mit einer Armenstiftung.[20]

Weitere um die Jahrhundertwende gegründete münsterische Sportvereine, wie beispielsweise der Verein ‚Preussen Münster 06’, erfreuten sich großer Beliebtheit bei der jüdischen sportbegeisterten Jugend. In Leichtathletik- und Tennisclubs wurden zu dieser Zeit die letzten gesellschaftlichen Barrieren überwunden. Als Einzelfall in den 1920er Jahren ist überliefert, dass einem jüdischen Mädchen nur aufgrund der Reputation des Vaters ausnahmsweise die Mitgliedschaft in einem exklusiven Tennisclub gewährt wurde.[21] Der Vater verzichtete daraufhin auf die Aufnahme seiner Tochter. Ebenso lassen sich im Freiballon- und Segelsportverein, in Kegelclubs, im Vaterländischen Frauenverein, im Musikvereinschor und im Männergesangsverein ‚Harmonie’ Juden nachweisen. Außerdem beteiligten sich Münsteraner jüdischer Herkunft während der Weimarer Zeit in der von Akademikern geprägten ‚Geographischen Gesellschaft’ sowie im Anwaltsverein, an dessen einmal im Jahr veranstalteten Schützenfest die meisten jüdischen Rechtsanwälte teilnahmen. Ein Idol nicht nur der jüdischen Jugend, sondern Münsters allgemein, wurde in den 1920er Jahren Leo Steinweg als Motorradrennfahrer.

Mit den Zielen der ‚Abendgesellschaft des Zoologischen Gartens’ (AZG) identifizierten sich die meisten Münsteraner Juden, denn diese wies die größte Anzahl jüdischer Mitglieder auf. Der Verein entstand 1875 als ‚Bürgerinitiative’ des Theologen und Zoologen Professor Hermann Landois, eines münsteraner Originals, der auf unkonventionelle Art unbeirrt Geld für die Gründung eines Zoos in Münster einwarb. Zu diesem Zweck wurden zur Karnevalszeit Schwänke und Lustspiele in münsterländischem Platt von ausschließlich männlichen Laiendarstellern dargeboten, zu denen der Schuhhändler Eli Marcus (1854-1935) als Gründungsmitglied, ‚Hausdichter’ und Schauspieler zählte. Die große Unterstützung dieses Vereins von Seiten der Juden mag daher auch seiner Persönlichkeit und seiner persönlichen Werbetätigkeit zu verdanken sein. Eli Marcus zählt zu den jüdischen Dichtern, die sich stark mit ihrer Heimat identifizierten und Deutschtum und Judentum als Einheit ansahen.

[20] Münsterischer Anzeiger, 21. März 1906, und 2. September 1926. Vgl. ferner Stadtarchiv Münster, Armenkommission, Nr. 1683.

[21] Birgit Lammersmann/Karin Wißmann, Nicht nach Riga! Der Überlebenskampf einer münsterschen Jüdin im Dritten Reich, in: Schriftproben Band 4: Schon fast vergessen. Alltag in Münster 1933-1945, Hrsg. Heinz-Ulrich Eggert, Münster 1986, S. 139-183, hier: S. 141.

Aufschlussreich ist die Präsenz jüdischer Kaufleute im ‚Verein der Kaufmannschaft'. Dieser 1835 gegründete Verein erstrebte die „Beförderung der Interessen des Handels im Allgemeinen und der Kaufmannschaft der Stadt Münster insbesondere". Mitglied konnte „jeder in Münster wohnende Handeltreibende, ohne Rücksicht auf Religion und Geschlecht" werden, wenn er den „wirklichen Betrieb eines kaufmännischen Gewerbes in der Stadt Münster" nachweisen konnte und sich eines „vollkommen unbescholtenen Rufs" erfreute.[22] Als erster jüdischer Geschäftsinhaber im ‚Verein der Kaufmannschaft' ist Julius Meyer nachzuweisen. Er führte die Firma ‚Gebrüder Meyer, Tuchhandlung und Herrengarderobe-Geschäft', Bogenstraße 6, bereits in der zweiten Generation, als er am 27. September 1890 mit 13 weiteren Bewerbern den Antrag auf Aufnahme stellte. Er wurde Mitglied, nachdem er das ‚Eintrittsgeld' von 15 Mark entrichtet hatte. Vorausgegangen war eine gezielte Werbekampagne des Vereins im September 1890. Aufgrund der vielfältigen berufsständischen Vereinsgründungen Ende des 19. Jahrhunderts hielt es der Kaufmannsverein für geboten, seine Mitgliederzahl zu erhöhen, um seine Interessen mit mehr Nachdruck vertreten zu können. Aus der Mitgliederliste von 1900 geht hervor, dass zu den 95 Mitgliedern neben Julius Meyer weitere drei jüdische Kaufleute zählten. Emil Ems, Buchhalter in der Firma ‚M. Flechtheim & Co.', die Firma ‚J. M. Feibes' und die Schuhwarenfabrik und -Handlung Hermann Marks. Damit entsprach der Anteil der Juden im ‚Verein der Kaufmannschaft' 4,2 Prozent der Geschäftsleute Münsters. Nach Ende des Ersten Weltkrieges hatte sich die Interessenorganisation erheblich vergrößert. 506 Beitragszahlende wurden im Jahre 1921 registriert, unter ihnen 29 jüdische. Ihr prozentualer Anteil war damit auf 5,7 Prozent gestiegen. Aus dem Innenstadtbereich gehörten nahezu alle jüdischen Geschäftsleute dem Verein an.[23] Die in Münster stark vertretene Berufssparte der Vieh- und Pferdehändler war allerdings lediglich durch die angesehene Firma ‚Rosenberg & Sohn' vertreten.[24] Eine höhere Mitgliederzahl wiesen die jüdischen Getreidekaufleute auf, die mit acht Standesvertretern präsent waren. Zwei von ihnen wirkten als Ratsmitglieder auch bei politischen Entscheidungen der Stadt mit. Max Guthmann, Teilhaber der Firma Flechtheim, wurde um 1929 als Vertreter der Bürgerschaft in die Hafenkommission gewählt und blieb es bis zum Boykott im Jahre 1933. In eine solche Position – vorausgesetzt sie hätten diese

[22] Statuten des Vereins der Kaufmannschaft (VdK), gebilligt von Friedrich Wilhelm, König von Preußen am 8. August 1835. Zitiert nach: Bernd Haunfelder, 150 Jahre Verein der Kaufmannschaft zu Münster von 1835, Münster 1985, S. 14.

[23] Vgl. Stadtarchiv Münster, Verein der Kaufmannschaft, Nr. 8, Bd. I und Bd. II sowie Nr. 7, Bd. III und Adressbuch der Stadt Münster 1899.

[24] Vgl. Interview Dr. Alice Steinberg geb. Gumprich und Ada Rosenberg geb. Gumprich, 3. August 1990.

angestrebt – wären Pferdehändler vermutlich nicht gewählt worden, obwohl einige von ihnen hinsichtlich ihrer Finanzkraft zu den wohlhabenden Familien Münsters zählten.

Juden im öffentlichen Leben Münsters

Wie aus der Mitgliedschaft in Vereinen und Berufsgenossenschaften deutlich wird, wirkten Münsteraner Juden in fast allen Bereichen des kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens der Stadt aktiv mit, so Alex Flechtheim von 1892 bis 1894 als Vorstandsmitglied der Handelskammer Münster, Max Guthmann als Handelsrichter und der Schuhhändler Eli Marcus als Beisitzer im Kaufmannsgericht.

Angesichts des zahlenmäßigen Übergewichts jüdischer Viehhändler in Münster um die Jahrhundertwende verwundert es nicht, dass diese auch entsprechend häufig in den Interessenvertretungen zu finden sind. So war Max Löwenberg 1906 Beisitzer im Viehhändlerverein im Regierungsbezirk Münster und Jakob Mildenberg 1916 Rendant. Als während des Ersten Weltkrieges eine staatliche Zwangsbewirtschaftung eingeführt wurde, ernannte man im April 1916 Isidor Rosenberg als Vertrauensmann des ‚Westfälischen Viehhandelsverbandes' für Großvieh. Er erhielt für seine Tätigkeit am 4. Februar 1920 das ‚Verdienstkreuz für Kriegshilfe' der Stadt Münster mit der Begründung, er habe seit Einführung der Fleischrationierung „die Abrechnung des Schlachtviehes mit großer Umsicht besorgt und in uneigennütziger Weise seine langjährigen Erfahrungen in den Dienst der Stadt gestellt."[25]

Was jüdischen Bürgern bis nach 1900 noch verwehrt blieb, war ein politisches öffentliches Amt. Das Ansehen, das die Firma Feibes aufgrund ihrer Redlichkeit in Wirtschaftskreisen genoss, führte 1904 dazu, dass die Zentrumspartei in dem Kaufmann Siegfried Feibes erstmals einen Juden als Kandidaten für die Stadtverordnetenwahlen aufstellte. Aus jüdischer Sicht war damit das letzte Hindernis auf dem Weg zur vollen Gleichberechtigung aus dem Weg geräumt. Siegfried Feibes arbeitete im Stadtparlament in verschiedenen Kommissionen mit, so in der Wahlvorbereitungskommission, der Theater-, der Schuldentilgungs- und der Marktkommission. Bei seinem Tode 1916 würdigte die Stadtverordnetenversammlung sein Wirken: „Er war hier im Kollegium eine sehr geschätzte Kraft und namentlich sein ruhiges Urteil, das auf großer Sachkenntnis und großer Lebenserfahrung beruhte, wussten wir sehr zu schätzen."[26] Während des Ersten Weltkrieges fand der Kaufmann Feibes in dem Rechtsanwalt und Justizrat Dr. Julius Cohn einen Nachfolger in der Stadt-

[25] Stadtarchiv Münster, Stadtregistratur, Fach 2/32. Vgl. auch Münstersche Zeitung, 28. April 1916.

[26] Gemeindebote. Beilage der Allgemeinen Zeitung des Judentums, Jg. 68, Nr. 49, 2. Dezember 1904 und Münsterischer Anzeiger, 16. März 1916.

verordnetenversammlung. In der ersten Hälfte der 1920er Jahre wurden zwei Getreideimporteure, Nathan Hirschfeld und Hermann Rappoport, die sich in ihrer Berufsgenossenschaft überregionale Achtung verschafft hatten, für demokratisch-liberale Parteien in den Rat der Stadt gewählt.
Mit dem Gefühl überwunden geglaubter Barrieren stellten sich auch Münsteraner Juden bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges mit patriotischem Einsatz als Freiwillige. Der nationale Gefühlsüberschwang im August 1914 riss sie mit, zumal die Auffassung vorherrschte, der Krieg sei nur von kurzer Dauer und von den Feinden erzwungen worden.[27] Eli Marcus hatte die rückhaltlose Bereitschaft zur Verteidigung in Kriegszeiten bereits 1913 in seinem ‚Westfalen'- Lied, ein Lobgedicht auf seine Heimat, zum Ausdruck gebracht. Ähnlich wie darin thematisiert - heimatverbunden, glaubenstreu und kampfbereit - verhielten sich nichtjüdische wie jüdische Münsteraner. Kriegseinsatz an der Front wie in der Heimat und die Bereitstellung von Geld- und Sachspenden schufen bei der Bewältigung gemeinsamer Aufgaben ein neues Gemeinschaftsgefühl. Die Presse stellte das patriotische Verhalten der jüdischen Bürger nicht in Frage. Im Gegenteil: herausragende Tapferkeit, Auszeichnungen und Beförderungen wurden in gleicher Weise von Juden wie von Christen erwähnt.[28] Gemeinsame Siegesfeiern, Trauer um Tote, Hoffen und Bangen um Vermisste verbanden während der Dauer des Krieges die Familien. Auch jüdische Töchter und Ehefrauen engagierten sich, so in der Bahnhofsmission oder bei der Unterstützung wirtschaftlich nicht versorgter Kriegerwitwen und deren Kinder. Eva Guthmann leitete beispielsweise eine Nähstube der vereinigten karitativen Frauenvereine, in der Bedürftige mit umgearbeiteter Kleidung versorgt wurden. Die zahlreich verliehenen Ehrenkreuze für Kriegsteilnehmer, Kriegerwitwen und Kriegereltern in den Jahren 1934/1935 geben Zeugnis von Einsatz und Opferbereitschaft der Münsteraner Juden.[29]

Zum Selbstverständnis der Münsteraner Juden

Eine weitreichende Veränderung im Leben der Juden erfolgte besonders im Bildungssektor. Waren Juden seit 1810 mit jüdischer Identität und Bildung sowie spezieller beruflicher Ausprägung in Münster in einer katholischen Umgebung sesshaft geworden, so entwickelte der jüdische Arzt Dr. Alexander Haindorf ein feines Gespür für die Notwendigkeit, der heranwachsenden Generation den Einstieg in die

[27] Vgl. Peter Veddeler, Erster Weltkrieg und Revolution 1914-1919. Dokumente, Fragen Erläuterungen, Darstellung (Geschichte original – am Beispiel der Stadt Münster 14), Münster 1986, S. 2f.
[28] Vgl. Westfälischer Merkur, 17. August 1917, 6. Januar 1918 und 13. Februar 1918.
[29] Vgl. Stadtarchiv Münster, Amt 32/12.

Kultur der Umgebung zu ermöglichen. Das Resultat war die von ihm 1825 gegründete Lehrerbildungsanstalt mit angeschlossener jüdischer Übungsschule. Neben der aus Gründen der Technisierung nur unzulänglichen Vermittlung von Juden in Handwerksberufe wurde eine moderne schulische Ausbildung zu einer der Hauptsäulen der Integration.

Bereits im Schuljahr 1857 legte der knapp 15-jährige Abraham Löwenstein zusammen mit einem katholischen Mitschüler als erster Abiturient des 1851 gegründeten städtischen Realgymnasiums (das spätere Ratsgymnasium) die Reifeprüfung ab. Selbst wenn dem offensichtlich Hochbegabten erst seit den 1880er Jahren weitere jüdische Aspiranten an dieser Schule nacheiferten,[30] verzeichnete das viel ältere, im Anspruch und Ansehen jedoch führende humanistische Gymnasium ‚Paulinum' in Münster zur gleichen Zeit bereits eine große Zahl von jüdischen Schülern, die weit über den prozentualen Anteil an der Stadtbevölkerung hinausging. Vor allem Kinder von Geschäftsleuten, die seit Jahrzehnten in Münster wohnten und weitgehend integriert waren, finden sich unter ihnen.[31] Ende der 1870er Jahre folgten die Kinder der Getreidegroßhändler und Viehhändler. Von letzteren erwarben nach heutigem Forschungsstand fast nur Mitglieder der Familie Salomon Gumprich eine höhere Bildung. Die erfolgreiche Absolvierung von sechs Gymnasialjahren (‚Einjährig-Freiwilliger') hatte für die militärische Grundausbildung den angestrebten Effekt einer verkürzten Ausbildung und einer besseren Aufstiegschance in gehobene Militärränge.

Diese Entwicklung führte andererseits zu Konsequenzen, die von den Geschäftsgründern nicht intendiert waren, denn die nachfolgende Generation war oft nicht mehr bereit, die väterliche Firma zu übernehmen. Die Geschäfte Gebr. Meyer (Herrenkonfektion), S. Marcus (Schuhhandel), Alsberg und später auch Löwenstein (Papierhandlung) hatten teils schon vor dem Ersten Weltkrieg, teils danach bereits Inhaber, die keine verwandtschaftlichen Beziehungen mehr zur jüdischen Gründergeneration aufwiesen. An dieser Beobachtung wird ein Phänomen deutlich, das sich auch andernorts bemerkbar machte: die Söhne aus etablierten jüdischen Kaufmannsfamilien strebten vom Kaufmannsstand weg in die akademischen Berufe und wurden Ärzte oder Rechtsanwälte.

[30] Ludwig Humborg, Das Ratsgymnasium zu Münster, ehemaliges städt. Gymnasium und Realgymnasium 1851-1951, Münster 1951, S. 62 und S. 228ff.

[31] Schularchiv des Paulinum, Klassenlisten ab Schuljahr 1850/51. Es finden sich hier u.a. die Söhne der Kaufleute Eltzbacher, Feibes, Meyer, Heimann, Lohn (1850/51), Steilberg (1857/58), Stolzberg, Flechtheim, Bendix, Löwenstein, Steinberg (1893/94), aber auch jüdische Schüler aus dem Münsterland oder weiter entfernten Gebieten mit Verwandtschaft in Münster.

Das gestiegene Selbstwertgefühl der Juden Münsters wird auch an dem exponierten Standort der Synagoge mit dem im Stadtbild weithin sichtbaren Davidsternen auf allen Kuppeln – im Gegensatz zum ‚Hinterhofcharakter' der vorherigen Synagoge – deutlich. Das 1880 eingeweihte neue Gebäude spiegelte eine Gemeinschaft, die unter Wahrung des ihr eigenen religiösen Kulturgutes ihr Anderssein sichtbar machte. Als in Münster nach 1850 die jüdische Gemeinde auf 300 Mitglieder angestiegen war und die Synagoge im Garten des Hauses Nr. 294 der Ludgeri Leischaft, Loerstr. 23, nicht mehr ausreichte, konkretisierten sich seit Ende 1869 Neubaupläne. Der junge Architekt Carl Hofmann aus Herborn bei Wiesbaden entwarf ein Gotteshaus mit etwa 250 Sitzplätzen für Männer und 120-150 für Frauen und errichtete einen schlichten Backsteinbau. Langhaus und Unterbau des Turmes gestaltete er in altertümlichen, fast ans erste Drittel des Jahrhunderts erinnernden Formen des Rundbogenstils. Die Friese empfand er romanischen Vorbildern nach. Dieser Baustil erinnert an die Kirchenbauten der preußischen Bauverwaltung in der Nachfolge Schinkels.[32] Der Turm mit seiner Zwiebelkuppel und den vier Aufsätzen an den Turmecken dürfte aus dem Rahmen des übrigen damaligen Stadtbildes gefallen sein.

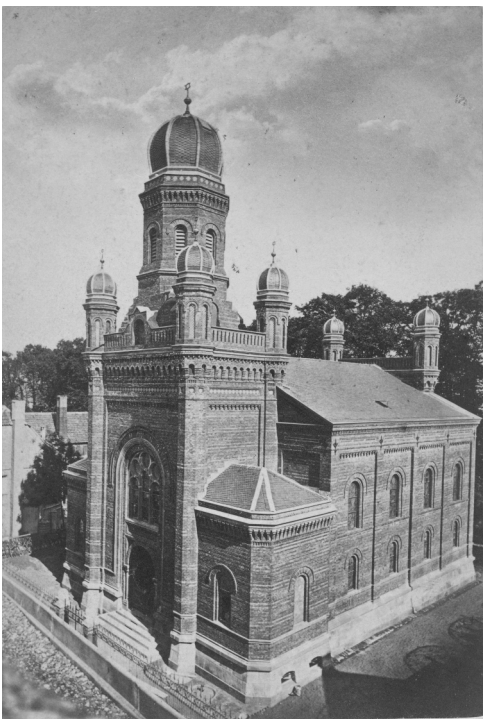

Abb. 2: Die 1880 eingeweihte Synagoge in Münster an der Klosterstraße

Aufgrund der errungenen rechtlichen Gleichstellung und des gestiegenen Ansehens legte die Gemeinde Wert auf einen repräsentativen Standort, den sie an der Klosterstraße, noch im alten Stadtkern gelegen, gefunden hatte. Die bis auf einen

[32] Vgl. Leonhard Kraft, Karl Hofmann, in: Der Baumeister 2 (1904), H. 3, S. 25f und Harold Hammer-Schenk, Synagogen in Deutschland. Geschichte einer Baugattung im 19. und 20. Jahrhundert (= Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, Bd. VIII), Hamburg 1981, Teil I, S. 326. Vgl. ferner Elfi Pracht-Jörns, Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen, Teil IV: Regierungsbezirk Münster (= Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern von Westfalen, Bd. 1,2), Köln 2002, S. 21-58.

Kredit vollständig von den Gemeindemitgliedern aufgebrachten Finanzmittel sprechen für ihre Finanzstärke. Bauliche Kultvorschriften und Innenaufteilung trugen der in den 1840er und 1850er Jahren unter dem Einfluss des Reformjudentums geänderten Gottesdienstordnung Rechnung. Männer und Frauen konnten gemeinsam, wenn auch durch eine Holzbarriere voneinander getrennt, im Erdgeschoss sitzen. Die Empore über dem Eingangsbereich war nicht den weiblichen Gemeindemitgliedern vorbehalten, sondern diente der Unterbringung von Orgel und Chor, ein weiteres Merkmal einer Reformsynagoge. In der neuen münsterischen Synagoge war infolge der Aufgabe von Traditionen kein rituelles Tauchbad eingerichtet worden.

Die Einweihungsfeier der neuen Synagoge im August 1880 unter Beteiligung der christlichen Bevölkerung stellte einen Höhepunkt des religiös-kultischen Lebens in Münster im 19. Jahrhundert dar. Die Gemeinde hatte ihr neues Gotteshaus mit Zuversicht in die Zukunft erbaut, wie sowohl der Kredit mit seiner 40/50-jährigen Laufzeit als auch Größe und Stabilität des Bauwerks, berechnet für die nächsten drei Generationen, deutlich machen.[33]

Trotz der im 19. Jahrhundert erfolgreich verlaufenden Entwicklung kam es auch in Münster zu Störungen des jüdischen Integrationsprozesses. Mit dem von dem Münsteraner Theologieprofessor August Rohling 1871 verfassten Pamphlet ‚Der Talmudjude', das bereits 1877 in der 6. Auflage erschienen war, erhielt der alte Antijudaismus neue Nahrung. Der Direktor des jüdischen Seminars, Dr. Theodor Kroner, verwahrte sich öffentlich gegen die unwahren Behauptungen und wies auf Entstellungen und die wissenschaftliche Unredlichkeit Rohlings hin, vor allem auf dessen mangelhafte Kenntnis der hebräischen Sprache. Der Professor, seit 1874 in Milwaukee und seit 1878 in Prag tätig, wurde 1899 aus dem Lehramt entfernt.[34] Verfechter des rassischen Antisemitismus dagegen, die sich Mitte der 1880er Jahre in manchen Teilen Westfalens laut zu Wort meldeten[35] und deren agitatorische Vertreter 1890 auch in Münster auftraten, fanden keinen großen Widerhall. Allerdings kritisierte in der erzkonservativen Kreuzzeitung ein Leser aus Münster die Beförderung von Juden in Führungspositionen als unzumutbar.[36]

[33] Vgl. Westfälischer Merkur, 21. August 1880, und Münsterischer Anzeiger, 27. August 1880, sowie Stadtarchiv Münster, Fach, 36/16, fol. 357.

[34] Vgl. Andreas Determann in Zusammenarbeit mit Silke Helling, Gisela Möllenhoff und Rita Schlautmann-Overmeyer (Red.), Geschichte der Juden in Münster. Dokumentation einer Ausstellung in der VHS Münster, hg. von der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und der Volkshochschule Münster, Münster 1989, S. 65ff.

[35] Vgl. Allgemeine Zeitung des Judentums, u.a. 25. März 1884 (aus Westfalen), 1. Januar 1885 (Hagen), 26. Dezember 1882 (Herford) und 6. Oktober 1885 (Witten).

[36] Vgl. Allgemeine Zeitung des Judentums, 19. Oktober 1894 (Münster).

Nach dem Ersten Weltkrieg, als man ‚den Juden' die Verantwortung an der Niederlage des Deutschen Reiches und an der Revolution 1918 anlastete, wurde die ‚jüdische Frage' in Studentenschaft und Stadtgesellschaft diskutiert. Die Basis völkischer, antidemokratischer und antisemitischer Kräfte erweiterte sich. Studentische Gruppierungen versuchten, nicht nur einzelne Juden, sondern eine ganze Gruppierung wie die jüdischen Vorkliniker oder die jüdische Korporation ‚Rheno-Bavaria' von gemeinsamen Veranstaltungen auszuschließen.[37] In der Beurteilung nichtjüdischer Zeitgenossen zeichnete sich die zweite Hälfte der Zwanziger Jahre wieder durch Stabilität aus. Von einem allgemeinen antisemitischen Klima an Münsters Universität konnte vor 1933 keine Rede sein.[38]

Das 19. Jahrhundert hatte den Juden die ersehnte Gleichberechtigung gebracht. In Münster hatten sie sowohl einen beruflichen als auch einen wirtschaftlichen Aufstieg erlebt und in den unterschiedlichsten Institutionen zur fortschrittlichen Entwicklung der Stadt beigetragen. In ihrer religiösen Ausrichtung waren die Münsteraner Juden liberal und fühlten sich als Teil der Gesamtgesellschaft. Eine zunächst noch zögernde Hinwendung zum Zionismus erfolgte nach dem Ersten Weltkrieg nur bei einzelnen Akademikern wie den beiden Rechtsanwälten Dr. Max Steinberg und Ludwig Kaufmann sowie dem Arzt Dr. Hugo Levy. Auch die wenigen streng orthodox lebenden Juden Münsters sahen ihre Zukunft um 1920 nicht in Palästina, sondern in Deutschland. Sie bildeten als kleine Gruppe religiöser Juden osteuropäischer Herkunft innerhalb der Synagogengemeinde Münster eine Randexistenz, die von den übrigen Gemeindemitgliedern in Zeiten des Aufkommens eines vulgären Antisemitismus als hinderlich auf dem Weg zur vollen Integration empfunden wurde. Die überwiegend akkulturierten Münsteraner Familien hatten dagegen viele jüdische Traditionen zugunsten einer starken Identifikation mit der deutschen Kultur und ihrer katholischen Umwelt aufgegeben.

Abbildungsnachweis: Abb. 1: Vermessungs- und Katasteramt der Stadt Münster; Abb. 2: Stadtarchiv Münster, Fotosammlung, Foto von Friedrich Hundt

Gisela Möllenhoff, Historikerin, E-Mail: G.Moellenhoff@t-online.de
Rita Schlautmann-Overmeyer, Historikerin,
E-Mail: Rita.Schlautmann@t-online.de

[37] Universitätsarchiv Münster, Neue Universität E II 2/67, Bd. 1 und E II 2/90. Vgl. auch Bernward Vieten, Medizinstudenten in Münster. Universität, Studentenschaft und Medizin 1905 bis 1945, Diss., Msch., Münster 1979.

[38] Vgl. Heinrich Behnke, Semesterberichte. Ein Leben an deutschen Universitäten im Wandel der Zeit, Göttingen 1978, S. 103.

W O L F G A N G M A D E R T H A N E R

Jüdisches Leben in Wien um 1900

Dora und der Liberalismus

Die wohl bekannte und viel debattierte Obsession der modernen Wiener Elitenkultur mit Sprache, Sprachkritik, Sprachlogik, Sprachformen und Formensprachen verweist auf eine ihrer zentralen und konstitutiven Problematiken, den Prozess der erfolgreichen (respektive letztlich doch gescheiterten) Integration und Assimilation der Juden in die Wiener Gesellschaft und Kultur um 1900. Tatsächlich war es die jüdische Bourgeoisie, die als treibende Kraft, als soziale Trägerschicht jener wohl einmaligen, plötzlichen Bündelung an Kreativität und Intellektualität im Wiener Fin de Siécle gelten kann. Sigmund Freud, Ludwig Wittgenstein, Arthur Schnitzler, Gustav Mahler, Arnold Schönberg, Karl Kraus, Elias Canetti, Karl Popper, Theodor Herzl, Otto Weininger, Alfred Adler, Victor Adler, Otto Bauer, Otto Neurath, Max Reinhardt, Billy Wilder, Fred Zinnemann und viele andere mehr: Sie alle entstammten einem assimilierten jüdischen Hintergrund. Sie dominierten in den verschiedenen literarischen und intellektuellen Zirkeln, in der psychoanalytischen und individualpsychologischen Bewegung, bei den Literaten des ‚Jung Wien', bei den Theoretikern des Austromarxismus.

Nun hat etwa Michael Steinberg sehr dezidiert davor gewarnt, die Wiener Moderne ausschließlich als ein ‚jüdisches Phänomen' begreifen zu wollen, weder aus einer philosemitischen noch aus einer antisemitischen Perspektive heraus. Judentum in der österreichischen, vielmehr der Wiener Kultur sei „eine Frage der Deutung, nicht der kausalen Zuordnung."[1] Andererseits kann nicht übersehen werden, dass selbst jene Angehörigen der Wiener kulturellen und wissenschaftlichen Eliten, die nicht jüdischer Herkunft waren, in einem von den jüdischen Intellektuellen geschaffenen Diskurszusammenhang standen, gleichsam auf die von den jüdischen Intellektuellen ausgeübte hegemoniale Position, auf die von diesen vorgegebenen Themen, Problemstellungen, Ideen, Methoden, Verfahrensweisen reagierten.

[1] Michael P. Steinberg, Ursprung und Ideologie der Salzburger Festspiele 1890-1938, Salzburg/München 2000, 169f.

Nicht zuletzt ist der gegen Ende des 19. Jahrhunderts zur Massenbewegung aufsteigende Antisemitismus als ein Reflex auf die kulturelle Dominanz bzw. Hegemonie des assimilierten Judentums zu sehen. Er bediente sich symbolischer Kampfformen und verfolgte den ‚jüdischen Jargon' sogar dann, wenn er nach außen hin als das makelloseste und reinste Deutsch erschien: Eine Subversion, die der Begriffs- und Wahrnehmungswelt des Antisemitismus als tödlich für die Sprache der Väter und Ahnen erscheinen musste; im Munde des Juden verliert sie an Tiefe und Ausdruckskraft, verliert sie ihre „immanente Metaphysik".[2] Die Sprachfixiertheit jüdischer Intellektueller, die Besessenheit hinsichtlich der sprachlichen ‚Reinheit' und des richtigen Sprachgebrauchs finden vor diesem Hintergrund ihre plausible Erklärung: Das Kraussche Weltsprachgericht, die cholerische Sprachobsession eines Friedrich Austerlitz, der von Otto Neurath erstellte ‚Index verborum prohibitorum' sind markante Beispiele dafür.

Es war ein in jeder Hinsicht hochgradig sensibilisiertes, hoch nervöses, in seiner Identität und Selbstwahrnehmung gefährdetes, und eben deshalb in gesteigertem Ausmaß produktives und kreatives Milieu. Es bot der Freudschen Seelenerkundung und Tiefenpsychologie in seiner skeptischen Produktivität und sublimierten Triebökonomie ein ergiebiges Feld ‚pathologischen Materials'. Wie der große Kulturhistoriker des Wiener Judentums, Hans Tietze, bemerkt hat, stellte dieses Milieu - aufgrund der ihm eigenen spezifischen „Mischung von hoher Züchtung und tiefer Hemmung" - das gleichsam ideale Studienobjekt für ein Eindringen in seelisches Neuland, für die „Erforschung der Krankheit unserer Zeit" dar: Es war der seelische Habitus des jüdisch-wienerischen Großstadtmenschen, der eine auf die Analyse bewusst-unbewusster psychischer Dispositionen hin angelegte Neurosenlehre stimuliert hat.[3]

Exemplarisch deutlich wird das an einer ersten großen Fallgeschichte, an der Freud - allerdings grandios - scheiterte: Ein befreundeter Textilindustrieller, für dessen Familie Freud auch als Hausarzt tätig gewesen war, hatte seine (wie vermutet wurde) unter Symptomen adoleszenter Hysterie leidende Tochter zu einer Behandlung veranlassen können. Die Analyse der fordernden, attraktiven und irritierenden achtzehnjährigen Patientin, der Freud den Namen ‚Dora' geben sollte, begann Anfang Oktober 1900 und wurde von ihr willentlich nach drei Monaten beendet; fünf Jahre später wurde die Fallgeschichte, die nicht zuletzt auch ein sprachlich-

[2] Jaques Le Rider, Wittgenstein und Weiniger, in: Emil Brix/Allan Janik (Hrsg.), Kreatives Milieu. Wien um 1900 Wien/München 1993, 204; zur Problematik insgesamt vgl. Sander Gilman, Jewish Self-Hatred, Anti-Semitism and the Hidden Language of the Jews, Baltimore 1986.

[3] Hans Tietze, Die Juden Wiens. Geschichte - Wirtschaft - Kultur, Wien 1987 (Originalausgabe: Wien/Leipzig 1933), S. 261.

stilistisches Meisterwerk ist, von Freud publiziert.[4] Freud, der seine Verfahrensweisen und Methoden erst rudimentär ausgebildet hatte, attestiert sich darin implizit therapeutisches Versagen.[5] Doch davon abgesehen, eröffnet der ‚Fall Dora' einen faszinierenden Einblick in die Lebens-, Geistes- und Gefühlswelt des Wiener jüdischen Großbürgertums um 1900 im Allgemeinen.

‚Dora' war das Pseudonym für Ida Bauer, Tochter des Textilindustriellen Philipp Bauer und Schwester des später führenden austromarxistischen Theoretikers und de facto Parteivorsitzenden der Sozialdemokratie, Otto Bauer. Kurz nach seiner Heirat hatte der aus der Gegend um Iglau stammende Philipp Bauer eine Wohnung in der Berggasse 32 bezogen, um sich, nach längerem, krankheitsbedingtem Aufenthalt in Südtirol, in der Liechtensteinstraße, in unmittelbarer Nähe zu Freuds Wohnung und Ordination, niederzulassen. Er hatte sich, aus dürftigen Verhältnissen stammend, als Begründer einer Fakturei in Náchod in Nordböhmen und einer Textilfabrik in Warnsdorf an der sächsischen Grenze etabliert und es zu beträchtlichem Wohlstand gebracht.

Philipp Bauer war einer jener disziplinierten, hart arbeitenden, akkumulierenden Unternehmer der ersten Generation, ambitiös und initiativ, in seinem Arbeitsethos weder sich noch seine Angehörigen noch seine Arbeiterschaft schonend. In gewisser Weise war Philipp Bauer die Exemplifikation liberaler Werte. Intellektuell wach und anspruchsvoll, charmant und verbindlich im Umgang, selbstbewusst und artikulationsfähig, verkörperte er - nicht zuletzt auch als Mitglied einer Freimaurerloge, deren Wohltätigkeitsreferat er leitete - die neuen, ‚fortschrittlichen' Ideale und Konzepte von ‚Bürgerlichkeit'. Sie waren eng an Prozesse der Akkulturation und Assimilation gekoppelt; einer der politischen Weggefährten seines Sohnes hat denn auch seine Erscheinung als die eines ‚nicht-jüdischen Intellektuellen' aus höheren Beamtenkreisen beschrieben.[6]

Im Gegensatz zur öffentlichen Präsenz und Repräsentation gestalteten sich die privaten Angelegenheiten und internen Familienbeziehungen, ganz den Normen und Usancen der Zeit entsprechend, rigid, repressiv, einengend, strengen moralischen Codes sowie strikten generations- und geschlechtermäßigen Hierarchisierungen unterworfen. Es ist ein viktorianisches Privat- und Intimszenario, das Freud analytisch ausleuchtet, und unter dem ausnahmslos alle Beteiligten zu leiden haben.[7] In dieser Atmosphäre rebelliert Ida/Dora individuell und psychisch;

[4] Peter Gay, Freud entziffern. Essays, Frankfurt am Main 1991; die Fallstudie erschien unter dem Titel ‚Bruchstück einer Hysterie-Analyse'.

[5] Vgl. dazu u. a. K. R. Eissler, Das Ende einer Illusion. Sigmund Freud und sein 20. Jahrhundert, in: Psyche, Jg. 49, Juli 1995, S. 1205ff.

[6] ‚Julius Braunthal, Otto Bauer. Eine Auswahl aus seinem Lebenswerk, Wien 1961, S. 9.

[7] Hannah S. Decker, Freud, Dora, and Vienna 1900, New York 1991, S. 41ff.

ihr Bruder Otto hingegen gleicht aus, sublimiert, wird ein brillanter Student des Rechts und der Nationalökonomie, startet, an der Seite seines Mentors Victor Adler, eine kometenhafte politische Karriere und steigt binnen kurzem in die erste Reihe der Theoretiker der internationalen sozialdemokratischen Bewegung auf.

Wie Philipp Bauer hatte auch Simon Carl Siegmund Popper die liberalen Ideale von Besitz, Recht und Kultur zum leitenden Prinzip seines Lebens und seines Wirkens gemacht. Gleich Bauer ein jüdischer Migrant aus Böhmen, vollzog auch er einen rapiden sozialen Aufstieg, zu dem seine Einheiratung in eine der führenden großbürgerlich-jüdischen Familien Wiens nicht unwesentlich beitrug. Simon Popper war Geschäftspartner des letzten liberalen Wiener Bürgermeisters, Raimund Grübl, führte nach dessen Tod 1898 die gemeinsame Anwaltskanzlei alleine weiter und bezog mit seiner Familie eine Herrschaftswohnung am Graben in unmittelbarer Nähe des Stephansdoms. Seine Frau Jenny war Tochter des ‚Kaiserlichen Ratsherren' Max Schiff, der im Textilhandel ein Vermögen erworben hatte, ihr Bruder, Walter Schiff, Spezialist für Agrarfragen, hatte einen Lehrstuhl für Ökonomie und Statistik an der Wiener Universität inne.[8]

Simon Popper, der gemeinsam mit seiner Frau 1900 zum Protestantismus konvertiert war, wurde 1904 zum Meister vom Stuhl der Loge ‚Humanitas' und schließlich in Anerkennung seines humanitären Werks (das er, ironischerweise, unter den Auspizien der eigentlich illegalen Freimaurerei in Angriff genommen hatte) vom Kaiser nobilitiert. Nichts desto weniger erinnert sich Karl Popper an seinen Vater als einen ‚radikalen Liberalen' in der Tradition eines John Stuart Mill. Und in der Tat wuchs Karl Popper in einem freigeistigen, freisinnigen, kosmopolitischen Umfeld auf, unter dem bestimmenden Einfluss auch seines Onkels Walter Schiff, eines engen Vertrauten des sozialistischen Ökonomen Anton Menger. Wesentliche Momente des fortschrittlichen intellektuellen Wien um 1900 sollten sich in Poppers späterem wissenschaftlichen Werk wiederfinden, so sein leidenschaftliches Plädoyer für die Aufklärung und die Offene Gesellschaft, seine rigorose Ablehnung jeglicher Metaphysik und jeglicher Nationalismen, auch und gerade des Zionismus.[9]

Die Bauers und die Poppers stehen stellvertretend und beispielhaft für ein hoch verdichtetes, hoch sensibles, nervöses, sensitives, ebenso produktives wie effektives, in seiner Identität stets gefährdetes und sich selbst in Permanenz hinterfragendes soziales und kulturelles Milieu. Es ist ein zu einem nicht geringen Teil genieproduzierendes Umfeld, eine bewusst-unbewusste ‚Konzentration des Jüdischen', die im

[8] Malachi Chaim Hacohen, Karl Popper, The Formative Years, 1902-1945. Politics and Philosophy in Interwar Vienna, Cambridge/New York 2000, S. 39f.

[9] Ebd., 25, S. 40f.

Wien des Fin de Siècle „mehr als zu irgend einer anderen Zeit und an irgend einem anderen Ort sich vertiefte.“[10] Nie seit den Tagen des maurischen Spanien war es, wie Hannah S. Decker festgestellt hat, zu einer derartigen Blüte jüdischer Intellektualität und Kreativität gekommen.[11]

Wiens nicht-jüdische Juden

Bis in die Zwischenkriegszeit hinein stellte eine bestimmte Schicht einer ethnischen Minorität die signifikanten sozialen und kulturellen Eliten der Stadt; es ist, um auf einen von Malachi Haim Hacohen geprägten Begriff zurückzugreifen, das Milieu der ‚nicht-jüdischen' Wiener Juden.[12]

1848 waren die Einschränkungen in Bezug auf die Freizügigkeit der Berufsausübung und der Wahl des Wohnortes für Juden aufgehoben und sie in ihren staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten mit der übrigen Bevölkerung gleich gestellt worden. Nach der kurzen Periode des Neoabsolutismus erlangten sie ihre volle Emanzipation mit den Grundgesetzen 1867. Die Reichshaupt- und Residenzstadt erwies sich als wahrer Magnet. Zunächst waren die böhmischen und mährischen, wenig später auch die ungarischen Juden mobilisiert worden; seit den späten sechziger Jahren gab es einen kontinuierlichen Zustrom galizischer Juden in Richtung Hauptstadt. Die Zuwanderungsquoten entwickelten sich rasant: Als, gegen Ende der 1860er Jahre, die Familien Bauer und Freud in Wien ankamen, lebten hier, gemessen an der Gesamtbevölkerung, gerade einmal 1,3 Prozent Juden. Der Zensus von 1857 wies etwas über 6.000 Personen jüdischer Herkunft aus. 30 Jahre später betrug der jüdische Anteil an der Stadtbevölkerung bereits 9 Prozent, war bis 1880 auf 72.000 und bis 1910 auf über 175.000 gestiegen. Während sich die Einwohnerzahl Wiens von den 1860er Jahren bis 1910 in etwa vervierfachte, stieg der jüdische Anteil um das 28fache. Wien um 1900 war nicht nur die europaweit größte tschechische, sondern, nach Warschau und Budapest, auch die drittgrößte jüdische Stadt; 80 Prozent der jüdischen Bevölkerung waren zu diesem Zeitpunkt nicht in der Stadt geboren.[13] Gegen Ende des 19. Jahrhunderts stellten die Wiener Juden ein Drittel der Gymnasialschüler und Universitätsstudenten sowie die Hälfte der Studenten an der Medizinischen Fakultät. Sie dominierten die Presse und die freien Berufe, die Salon- und die Kaffeehauskultur, und sie waren in der Großbourgeoisie

[10] Tietze, Die Juden Wiens, S. 261f.

[11] Decker, Dora, S. 26.

[12] Hacohen, Popper, 52; zu den Wiener Juden der Jahrhundertwende siehe u. a. Ivar Oxaal, The Jews of Young Hitler's Vienna: Historical and Sociological Aspects, in: Ivar Oxaal/Gerhard Botz (eds.), Jews, Antisemitism, and Culture in Vienna, London/New York 1987, S. 11-38.

[13] Marsha L. Rozenblitt, The Jews of Vienna 1867-1914: Assimilation and Identity, Albany 1983, S. 18.

überproportional vertreten. Ihr Einfluss im wirtschaftlichen wie intellektuellen Leben der Stadt war, wenn nicht hegemonial, so doch jedenfalls dominant, und zumindest auf dem Gebiet des künstlerischen und wissenschaftlichen Mäzenatentums begannen sie, die Funktionen und Positionen des alteingesessenen Adels zu übernehmen.

Ein ‚autochthones' Bürgertum habe es in Wien nicht mehr gegeben, der Hof, das Kleinbürgertum und die Juden hätten der Stadt das Gepräge verliehen. Bald nach seiner Ankunft habe er erkennen müssen, dass die ‚ganze Öffentlichkeit' von Juden beherrscht würde - Banken, Presse, Theater, Literatur, gesellschaftliche Veranstaltungen. Seine Verwunderung über die schiere Menge von „jüdischen Ärzten, Advokaten, Klubmitgliedern, Snobs, Dandys, Proletariern, Schauspielern, Zeitungsleuten und Dichtern" sei groß gewesen, er habe sich ihrer Manieren geschämt, ihrer Haltung: „Diese Scham steigerte sich manchmal bis zur Verzweiflung und bis zum Ekel. Anlaß war das Geringe wie das Bedeutende; das Idiom; schnelle Vertraulichkeit; Mißtrauen, das das unlängst verlassene Ghetto verriet; apodiktische Meinung; müßige Grübelei um Einfaches; spitzfindiges Wortefechten, wo nichts weiter nötig war als Schauen; Unterwürfigkeit, wo Stolz am Platze war; prahlerisches Sichbehaupten, wo es galt, sich zu bescheiden; Mangel an Würde, Mangel an Gebundenheit; Mangel an metaphysischer Befähigung. Gerade dies letztere bestürzte mich am meisten bei den Gebildeten. Es ging ein Zug von Rationalismus durch all diese Juden, der jede innigere Beziehung trübte. Bei den Niedrigen äußerte es sich und wirkte im Niedrigen, Anbetung des Erfolgs und des Reichtums, Vorteils- und Gewinnsucht, Machtgier und gesellschaftlichem Opportunismus; bei den Höheren war es das Unvermögen zur Idee und Intuition. Die Wissenschaft war ein Götze; der Geist war unumschränkter Herr; was sich der Errechnung versagte, war untergeordnete Kategorie; errechnet werden konnte auch das Schicksal, zerfasert die heimlichsten, dunkelsten Gebiete der Seele. Es war überhaupt in ihnen ein Wille und Entschluß zur Entgeheimnissung der Welt, und sie wagten sich darin so weit, daß in vielen Fällen, für mich wenigstens, Schamlosigkeit von Forschertrieb nicht zu unterscheiden war."[14]

Der dies Ende des 19. Jahrhunderts, ein gutes Jahrzehnt vor Adolf Hitler, beobachtete und ein Vierteljahrhundert später in einer autobiographischen Reflexion zu Papier brachte, war seinem Selbstverständnis nach leidenschaftlicher Jude und guter Deutscher. Jakob Wassermann entstammte dem mittelfränkischen Kleinbürgertum, einer Familie, die sich auf 1670 aus Wien vertriebene Juden zurückführte. 1898 hatte sich der Romanautor (u. a. ‚Caspar Hauser') als Theaterbericht-

[14] Jakob Wassermann, Mein Weg als Deutscher und Jude. München 1994 (Originalausgabe: Berlin 1921), S. 104f.

erstatter der ‚Frankfurter Zeitung' hier niedergelassen und in der Folge mit Richard Beer-Hofmann, Hugo von Hofmannsthal und Arthur Schnitzler Freundschaft geschlossen. Abgesehen von einer deutlichen Ablehnung des Ostjudentums und einer ebenso deutlichen Verurteilung des Zionismus bleibt seine Einschätzung der Wiener Situation durchgehend ambivalent, unbestimmt, distanziert-fasziniert diesem ihm so fremden sozialen und kulturellen Phänomen gegenüber.[15] Sehr kultivierte Juden mit ausgezeichneten Eigenschaften habe er kennen gelernt, „verfeinert bis zur Gebrechlichkeit"; ein „nervöses Mitschwingen", ein „ungeduldiges Vorauseilen" sei ihnen eigen gewesen. Dann wieder „unverbrauchte", von der europäischen Zivilisation noch abgewandte „Eroberer", die sich Raum erzwangen und sich skrupellos aller staatlichen und gesellschaftlichen Hilfsmittel bemächtigten. Ihre Söhne und Töchter wurden zu Abtrünnigen, die Söhne als Herausgeber literarischer Wochenschriften oder Schöpfer von „Gedichtbänden allermodernsten Stils", die Töchter in einem nicht mehr weiter steigerbaren Ausmaß „mimikrisiert". Schließlich noch jene, die die „harte und finstere Religion der Väter" in die Propagierung neuer, säkularer Heilslehren umgemünzt hätten - Abtrünnige auch sie, gleichfalls entschlossen, sich durchzusetzen.[16]

Wassermanns Wahrnehmung eines modernen, urbanen, säkularisierten, kreativen und sich selbst reflektierenden Judentums aus der Perspektive der deutschen Provinz ist durchaus eingeschränkt, verweist aber in eigensinniger Weise auf einen Punkt von zentraler Bedeutung: Der ‚Hexenkessel', in den er zu blicken verneinte, bezeichnete nichts anderes als die Krise des Liberalismus, des liberalen Ich, bedeutete die aus dieser Krise resultierende generationelle Auflehnung gegen die liberalen Väter, die die Form einer kulturellen Revolte der Söhne und Töchter annahm (und die späterhin von Carl E. Schorske zum Ausgangspunkt seiner berühmten Analysen der kulturellen Errungenschaften des Wiener Fin de Siècle gemacht werden sollte). Die Krise des assimilierten Wiener Judentums, die mit der Krise des Liberalismus zusammenfällt, generiert in einer über zwei, drei Generationen währenden, von unzähligen, produktiv verarbeiteten Einflüssen und Anregungen gespeisten „Treibhausatmosphäre" (Schorske) eine einmalige Blüte der Elitenkultur und der Intellektualität. In ihr und durch sie fand dieses assimilierte Wiener Judentum zum autochthonen Ausdruck seiner selbst.[17]

Im Verlauf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten die ‚westlichen' Juden böhmischer und mährischer (in ähnlicher Weise auch die ungarischer) Herkunft

[15] Klaus P. Fischer, The History of an Obsession: German Judeophobia and the Holocaust, New York/London 1998, S. 173f.

[16] Wassermann, Deutscher und Jude, S. 104f.

[17] Tietze, Die Juden Wiens, S. 258f.

einen ökonomischen, sozialen und kulturellen Aufstieg sondergleichen vollzogen; sie schienen an einer bislang beispiellosen Erfolgsgeschichte teilzuhaben. Ihre Herkunftskulturen waren von einer bereitwilligen Rezeption der Säkularisierung- und Modernisierungsbestrebungen Josephs II. in Verbindung mit einer genuin jüdischen Aufklärung (Haskalah) geprägt, ihre (religiös-orthodoxen) Traditionen und Bindungen hatten sie sukzessive hinter sich gelassen.[18] Sie bestimmten Profil und Richtung der Assimilation. Übernational, kosmopolitisch, der Dynastie gegenüber - wie im übrigen die Gesamtheit der Juden des Habsburgerreiches - unbedingt loyal, sind sie als das eigentliche ‚Staatsvolk' der Monarchie bezeichnet worden. Und in der Tat waren sie die einzige ethnische Gruppierung, die den offiziellen Staatsgedanken enthusiastisch rezipierte, und, wie der liberale Rabbi Jellinek feststellte, Träger einer „österreichischen Idee", die eine transnationale war und sein musste. Jellineks Einschätzung wurde von dem ‚modernen Orthodoxen' Josef Bloch geteilt, der davon ausging, dass, könnte man eine spezifisch österreichische Nationalität konstruieren, die Juden deren Grundlage stellen müssten, als einzige ‚bedingungslose' Österreicher. Und tatsächlichen waren sie die einzige ethnische Minorität, deren ‚goldenes Zeitalter' gänzlich an das Weiterbestehen des multinationalen Habsburgerreiches gebunden war: „Well into the final days of WorId War I, when the empire already lay in ruins, Viennese Jewish papers insisted that, federally reorganized, the multinational empire was viable. Later, in their exile, Jewish émigrés portrayed Central Europe under the Habsburgs as a vanished cosmopolitan dream."[19]

Es war nicht zuletzt ein Traum einer vollständigen Akkulturation, einer Assimilation an die fortgeschrittenste und höchst entwickelte Kulturnation, an ein als ideal imaginiertes ‚Deutschtum' gewesen. Adolf Jellinek, von 1865 bis 1891 Wiener Oberrabbiner, ging davon aus, dass die Juden das Nationale zu überwinden und ihren Kosmopolitanismus insofern umzusetzen imstande waren, als sie zu mustergültigen Bürgern jener Nationalitäten, unter denen sie lebten, heranwuchsen. Für die österreichischen, und das bedeutete in diesem Fall für die Wiener Juden hieß dies eben die Integration, das Aufgehen im Deutschen. Aufklärung, Emanzipation, Kultur, Bildung und Deutschtum wurden so, ununterscheidbar und ungeschieden, in diesem Verständnis zu ein und demselben. Als Victor Adler zum Protestantismus konvertierte, tat er dies, um, nach eigener Aussage, sich und seinen Kindern das „Entréebillet zur europäischen Kultur" zu verschaffen, und dies war für ihn wie selbstverständlich die höchst entwickelte, also die deutsche Kultur.[20] Kosmopoli-

[18] Decker, Dora, S. 18f.

[19] Hacohen, Popper, S. 48.

[20] Heinz Fischer/Wolfgang Maderthaner, Jüdische Identität und österreichische Sozialdemokratie, in: Das

tanismus, Internationalismus und Hinwendung zum Deutschtum (was nicht selten die Form ausgesprochener Germanophilie annahm) konstituierten deshalb keinen Widerspruch, weil letzteres als ein kulturelles Konzept, als die Annahme der Werte und Schöpfungen der deutschen Aufklärung verstanden wurde. Dies implizierte die rigorose Ablehnung ‚politisch' gedachter und konzipierter Nationalismen, im Besonderen auch des Zionismus. Diese westliche Formulierung und Konkretisierung einer im Osten entstandenen, in Latenz schwelenden Sehnsucht und Idee konnte nur in Wien, am Kreuzungs- und Verbindungspunkt von Ost und West, geschehen; sie musste hier zugleich auch auf den vehementesten Widerstand und die heftigste Ablehnung stoßen. Gerade in seinem Herkunftsmilieu, dem der großbürgerlich-liberalen, prodeutschen Assimilanten, stieß Theodor Herzls ‚Judenstaat' auf Verwunderung, Ablehnung oder offenes Entsetzen.[21] Man sprach von einem Stück Unsinn und einem obskuren, beschränkten Traktat, und Stefan Zweig erinnert sich des allgemeinen Erstaunens und der Verärgerung der bürgerlichen jüdischen Kreise angesichts seiner Veröffentlichung.[22] Mit Ausnahme Max Nordaus und später des Grafen Heinrich Coudenhove-Kalergi hielten ausnahmslos alle, selbst langjährige Freunde und Bekannte Herzls dessen Thesen für lächerlich oder verrückt. „Die offizielle Vertretung des Wiener Judentums war beinahe geneigt, ihn für etwas Ärgeres, für verbrecherisch zu erachten."[23] Der Herausgeber der ‚Neuen Freien Presse', Moritz Benedikt, hat in seiner Zeitung auch nicht einziges Wort über den Zionismus zugelassen, und im Nachruf auf ihren langjährigen Feuilletonredakteur wurde dessen utopisches Engagement für die Errichtung eines eigenständigen jüdischen Nationalstaates gerade einmal mit einem Satz erwähnt.[24]

Und tatsächlich gab es nachvollziehbare Gründe für diese vehemente Ablehnung: Beförderte nicht der jüdische Nationalismus in der Lesart Herzls den antijüdischen? Wenn die Forderung nach einem gesonderten jüdischen Nationalstaat rechtens und nötig war, bestätigte dies nicht das antisemitische Vorurteil von den Juden als fremden Parasiten unter einer einheimischen, bodenständigen Bevölkerung? Hatte nicht Herzl, ganz in der Art und jedenfalls ganz im Sinn der Antisemiten, den liberal-jüdischen Traum der Emanzipation und Assimilation als sinn- und hoffnungslos denunziert (worauf die durchaus positive Rezeption der Thesen Herzls in der antisemitischen Presse hindeuten konnte)? Und dies zu einem Zeitpunkt, da dieser Traum, trotz aller wüsten antisemitischen Hetzerei, im Hier und Jetzt mani-

jüdische Echo. Europäisches Forum für Kultur und Politik. Vol. 18, Oktober 1999, S. 291.

21 Tietze, Die Juden Wiens, S. 264f.

22 Stefan Zweig, Die Welt vom Gestern. Erinnerungen eines Europäers, Frankfurt/Main 2003, S. 126f.

23 Tietze, Die Juden Wiens, S. 265.

24 George Clare, Last Waltz in Vienna. The Rise and Destruction of a Familiy 1842-1942, New York 1982, S. 91f.

fest und real zu werden schien? Karl Kraus ist mit dem Zionismus in ‚Eine Krone für Zion' fürchterlich ins Gericht gegangen,[25] ein Großteil der Wiener literarischen Bohème reagierte gelassener und in einer für sie typischen Art und Weise: Witze zirkulierten, etwa der Art, ob man schon gehört habe, dass Herzl die Evakuierung der Wiener Juden in neue Kaffeehaus-Zeilen in Buenos Aires geplant habe, oder, dass man einen jüdischen Staat natürlich begrüße, solange man zum Botschafter in Wien ernannt sei. Schließlich: Juden hätten seit zweitausend Jahren auf ihren Staat gewartet, warum müsse man das nun ausgerechnet persönlich erleben?[26] Und doch: Herzls argumentativer Ausgangspunkt, dass das Ghetto im Inneren weiter bestehen bliebe, war nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Das liberale, aufgeklärte Wiener Judentum bildete, trotz aller Assimilationsbestrebungen und Säkularisierungstendenzen (verwiesen sei auf die europaweit höchste Konvertierungsrate), eine in sich weitgehend geschlossene, hoch verdichtete Sozietät, die, in gesellschaftlicher Hinsicht, kaum Kontakte und Beziehungen nach außen unterhielt. Martin Freud erinnert sich: "(...) rich and poor ... in one way we all remained Jewish: we moved in Jewish circles, our friends were Jews, our doctor, our lawyer were Jews. lf one was in business one's partner was Jewish, one read a newspaper that was written and directed by Jews, and went for holidays to places where Jews were in the majority (...) My mother was very hospitable, but l can hardly remember a non-Jewish person among the many guests at our home (until my father became internationally recognized.)"[27]

Ein umfassender Prozess der gesellschaftlichen und ökonomischen Transformation hin zur industriellen, kapitalistischen Moderne hatte die Juden, die eine wesentliche soziale Trägerschicht dieser Moderne sind, emanzipiert. Das Phänomen der Assimilation ist ein unmittelbares Produkt des Transformationsprozesses. Unzweifelhaft: Die Wiener Juden befanden sich auf einem ‚Weg ins Freie', doch wohin genau sollte dieser Weg führen, was genau sollte das ‚Freie' bezeichnen und bedeuten? Es musste wohl um die Einbindung in einen anderen, nicht-jüdischen, der neuen, modifizierten, umgewälzten Daseinsform adäquateren Identifikationshorizont gehen. Es ging, anders ausgedrückt, um die Ablösung von einer als rückständig, vormodern und reaktionär erachteten jüdischen Kollektividentität, um das Bestreben, als Jude in diesem Sinn nicht länger identifizierbar zu sein. Wenn also sehr klar bestimmt war, wovon man sich abzulösen versuchte, so blieb doch abstrakt und unbestimmt, wie und auf welchem Weg der gesellschaftliche Integrationsprozess zu unternehmen war und vor allem, woran man sich zu assimilieren gedachte.

[25] Vgl. Karl Kraus, Eine Krone für Zion, Wien 1898.

[26] Decker, Dora, S. 130.

[27] Martin Freud, Who was Freud, in: Josef Fraenkel (Hrsg.), The Jews of Austria, London 1967, S. 204.

Eine als ideal vorgestellte deutsche Kultur, ein idealisiertes, imaginiertes ‚Deutschtum' sollte es sein, das in sich die unverfälschten Werte und Prinzipien der Aufklärung, der Emanzipation, des Fortschritts, des gleichen Rechts, der Freiheit, der Kultur verkörperte.[28]

Diese kollektive Imagination, dieses gemeinsame Phantasma hatte keine Entsprechung im Realen; vielmehr hatten wesentliche Teile der deutschnationalen Bewegung den Rassenantisemitismus zu ihrem eigentlichen Programm gemacht. Das Wiener Judentum assimilierte sich somit an etwas Vorgestelltes, es assimiliert sich an seine eigenen Projektionen. Auf diese Weise entsteht, bei der gegebenen hohen sozialen Dichte und der ebenso hohen Assimilationsbereitschaft, eine distinkte, eigene Kultur, die über das, was in der neueren Kulturanalyse als ‚hybrid culture' gefasst wird, weit hinaus geht. Es ist ein wesentlich komplexeres Phänomen, eine eigenständige soziokulturelle Formation, die, in ihrer Akkulturation an Imaginäres, eine besondere jüdisch-deutsche Kultur erst schafft und für jene eruptive Bündelung intellektueller Kreativität in Wien um 1900 verantwortlich zeichnet.

In faszinierender Weise hat Otto Bauer die dieser Kultur eigene Überzeugung von der historischen Notwendigkeit der Assimilation beschrieben und analysiert; er theoretisierte damit, im umfassenderen Kontext der Wiener jüdischen Bourgeoisie, die (sozialen und kulturellen) Positionen seiner eigenen Familie sowie seine Perspektiven als sozialdemokratischer Intellektueller. Bauer steht geradezu paradigmatisch für die Vielzahl großbürgerlicher Juden der zweiten und dritten Generation, die sich der Sozialdemokratie angeschlossen hatten - war dies doch die einzige politische Kraft, die Rassismus in jeglicher Form programmatisch ablehnte. Im Verlauf dieses Prozesses legte die Mehrzahl von ihnen ihre jüdische Identität ab (wohingegen Bauer selbst durchgängig Mitglied der Kultusgemeinde geblieben ist). In der Analyse der ‚jüdischen Frage' folgte er seinem Mentor Victor Adler, der in der nationalen Assimilation die Voraussetzung für die gesellschaftliche Emanzipation erblickte und im Verschwinden des (historischen) Judentums eine Voraussetzung für die individuelle Befreiung der Juden sah.[29] Wie auch immer: Mit dem Entstehen eines rassischen und kulturellen Antisemitismus waren entscheidende Gemeinsamkeiten zwischen Arbeiterbewegung und Judentum gegeben. Das dem gesellschaftlichen Entwurf des Austromarxismus inhärente utopische Moment hat eine enorme Anziehungskraft ausgeübt. Wohl war es auch, wie Hans Tietze vermutet, die jüdische Vorliebe für abstraktes Denken und theoretische Konstruktion,[30] wesent-

[28] Exemplarisch abgehandelt am Beispiel der Familie Adler bei Rudolf G. Ardelt, Friedrich Adler. Probleme einer Persönlichkeitsentwicklung um die Jahrhundertwende, Wien 1984, S. 14ff.

[29] Vgl. Fischer/Maderthaner, Jüdische Identität, S. 295f.

[30] Tietze, Die Juden Wiens, S. 251.

lich aber scheint, dass nach dem Scheitern des Liberalismus dessen (humanitäre) Zielsetzungen und Forderungen von der Sozialdemokratie aufgenommen, demokratisiert und zu einer Utopie der Gleichheit ausgebaut worden sind. Politische Alternativen gab es für die Wiener Juden de facto nicht; es ist überzeugend dargestellt worden, dass in der Zwischenkriegszeit drei Viertel von ihnen sozialdemokratisch gewählt haben.[31]

Bauer hat seine Thesen in seiner erweiterten Dissertation ‚Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie' veröffentlicht, erschienen 1907 als zweiter Band der von Rudolf Hilferding und Max Adler herausgegebenen ‚Marx-Studien'. Binnen weniger Monate hatte der 24-jährige ein knapp 600 Seiten umfassendes Meisterwerk der politischen Theorie und einen der wichtigsten Beiträge zur Nationalitätenproblematik überhaupt vorgelegt.[32] Die kapitalistische Modernisierung, so Bauer, habe die von ihm so bezeichneten ‚geschichtslosen Nationen' in den Stand gesetzt, sich über das Entstehen einer Bourgeoisie und einer eigenständigen kulturellen Produktion zu historischen Nationen weiter zu entwickeln. Mit einer erstaunlichen Ausnahme: die Juden. Hier bestimmt der jeweilige Stand der Modernisierung den Fortgang der Assimilierung oder, präziser, aus dem Prozess der Modernisierung leitet sich eine kausale Notwendigkeit zur Assimilierung ab. Die jüdische Nation gehöre der Vormoderne an, als die Juden die Vertreter der Geldwirtschaft innerhalb einer naturalwirtschaftlichen Welt gewesen seien. Die kapitalistische Moderne aber habe die Naturalwirtschaft nachhaltig zerstört und über die Warenproduktion die Geldwirtschaft zur allgemeinen Wirtschaftsverfassung gemacht; in diesem Sinn seien die Christen zu Juden und die Juden zu Christen geworden. Sobald aber Juden wie Christen Organe ein und derselben Wirtschaftsverfassung, der kapitalistischen Moderne, geworden seien, bewirkte die Gemeinschaft des Wohnortes eine überaus enge ‚Verkehrsgemeinschaft', und verunmöglichte das weitere Aufrechterhalten ‚kultureller Sonderart' innerhalb dieser Gemeinschaften. „Dass die längst assimilierten oder doch schon vom Flusse des Assimilationsprozesses mitgerissenen Juden Westösterreichs auf die Kulturgemeinschaft mit den Nationen, in deren Mitte sie leben, nicht verzichten werden, ist selbstverständlich. Für sie ist das Jüdische längst eine fremde Sprache, die Gesittung der Juden des Ostens eine fremde Kultur, an der sie keinen Teil haben."[33]

[31] Jack Jacobs, Sozialisten und die ‚Jüdische Frage' nach Marx, Mainz 1994, S. 109.

[32] Zu Person und Werk siehe Richard Saage, Otto Bauer, in: Walter Euchner (Hrsg.), Klassiker des Sozialismus, Bd. 2, München 1991, 166-180; zu Bauers Positionen in der Nationalitätenfrage vgl. Ephraim J. Nimni, Marxism and Nationalism. Theoretical Origins of a Political Crisis, London/Concord, Mass. 1991, S. 143ff.

[33] Otto Bauer, Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie, Wien 1907, S. 377.

Diese ‚fremde Kultur' war für Bauer die einer geschichtslosen Nation, eine Kultur außerhalb des europäischen Zivilisationskanons; eine Kultur der Überlieferung „längst erstorbener Gedanken, Wünsche, Sitten", des Weltbilds des „Mittelalters", der „Psychologie einer toten Wirtschaftsverfassung", der Lebensgewohnheiten des „jüdischen Branntweinschenkers, der mitten zwischen naturalwirtschaftlichen Bauern lebte."[34] Weiter wirkende Segmente einer jüdischen Nation seien demzufolge vor allem dort aufzufinden, wo der Prozess der Modernisierung noch nicht oder erst unlängst in Gang gekommen war, also in Galizien und in der Bukowina.

Galizien in Wien

In den beiden östlichen Provinzen lebten zwei Drittel der jüdischen Bevölkerung des Habsburgerreiches, von insgesamt 1,224.711 (zum Zeitpunkt der Abfassung der ‚Nationalitätenfrage') 811.183 in Galizien und 95.150 in der Bukowina. Seit den 1880er Jahren war dies das Reservoir eines kontinuierlichen Migrantenstroms in die Reichshauptstadt. Sie alle versuchten, dem namenlosen sozialen Elend in ihren Heimatprovinzen zu entfliehen, und trugen doch ihre Armuts-, Stedtl- und Ghettokulturen mit sich, als Immigranten und Orthodoxe in einem hohen Ausmaß kenntlich und sichtbar, in Habitus, Kleidung, Sprache, ‚Gesittung' identifizierbar. Die ‚Ostjuden' waren ebenso religiös wie arm, von erbärmlichem Äußeren; ihre Armut, ihre Schmutzigkeit, ihre strikte, rigide Orthodoxie, ihr distinkter Jargon, ihre rigorose Verweigerungshaltung allen ‚westlichen' Einflüssen gegenüber, ihr zähes Festhalten an ihren überkommenen Sitten und Gebräuchen ließ sie Integrations- und Akkulturierungstendenzen gegenüber resistent bzw. immun erscheinen.[35]

Zum Kristallisationspunkt der seit dem Fall der Mobilitätsbeschränkungen im Liberalismus Massencharakter annehmenden jüdischen Migration aus den östlichen Kronländern wird die ‚Mazzesinsel', die Leopoldstadt, Ort des ‚historischen' Ghettos der Wiener Juden. Der 1858 bis 1865 neu gebaute und in seiner Kapazität erweiterte Nordbahnhof - stolze architektonische Repräsentation eines selbstbewussten, liberalkapitalistischen Handels- und Industriebürgertums - wird, ebenso wie der in unmittelbarer Nähe gelegene Praterstern, zu einem vielfältig kodierten, multikulturellen ‚Empfangssalon' der Residenz. Die pauperisierten Ostjuden kamen als Bettler, Hausierer, Almosenempfänger auf der Suche nach Existenz und Auskommen. Joseph Roth in ‚Juden auf der Wanderschaft': „Die Ostjuden, die nach Wien kommen, siedeln sich in der Leopoldstadt an, dem zweiten der zwanzig Bezir-

[34] Ebd., S. 379.

[35] Zur Problematik der ostjüdischen Zuwanderung insgesamt vgl. Klaus Hödl, Als Bettler in die Leopoldstadt. Galizische Juden auf dem Weg nach Wien, Wien/Köln/Weimar 1994.

ke. Sie sind dort in der Nähe des Praters und des Nordbahnhofs. Im Prater können Hausierer leben - von Ansichtskarten für die Fremden und vom Mitleid, das den Frohsinn überall zu begleiten pflegt. Am Nordbahnhof sind sie alle angekommen, durch seine Hallen weht noch das Aroma der Heimat, und es ist das offene Tor zum Rückweg. Die Leopoldstadt ist ein freiwilliges Ghetto. (...) In der Nähe der Bahnhöfe wohnen die Ärmsten aller Arbeiter. Die Ostjuden leben nicht besser als die christlichen Bewohner dieses Stadtteils. Sie haben viele Kinder, sie sind an Hygiene und Sauberkeit nicht gewöhnt, und sie sind gehasst."[36]

Nicht zuletzt die westlichen, liberalbürgerlichen wie sozialdemokratischen Assimilierten betrachteten die Neuzuzügler mit höchst gemischten Gefühlen, nicht selten auch mit Abscheu und Ekel. Zu sehr evozierten sie wie immer unbewusste Assoziationen zur eigenen Herkunft, zu den eigenen, niederen Anfängen im ärmlichen Ghetto, zu einer rückständigen, vormodern-‚barbarischen' Kultur, die doch ein Stück der eigenen war und die man ein für allemal abgelegt zu haben glaubte. Zu sehr schienen sie durch ihre bloße Präsenz die eigenen Integrations- und Anpassungsanstrengungen zu unterlaufen. Im unmittelbaren Umfeld von Nordbahnhof und Praterstern war eine urbane Gegenwelt im Entstehen, ein ambivalent besetzter Kosmos von sozialer und kultureller Unordnung wie Marginalität, ein Ort der Anti-Zivilisation, der urbanen Entfremdung. Die Ostjuden wurden zur Projektionsfläche aller nur erdenklichen Ängste, Bedrohungen, Aggressionen, mit der Übertragung von Seuchen und Krankheiten ebenso identifiziert wie, nach dem Ersten Weltkrieg, mit der Verbreitung des ‚Bolschewismus'. Die Migrationsbewegung hatte völlig neue Dimensionen angenommen, als mit den großen österreichischen Niederlagen an der russischen Front, als mit der Besetzung Ostgaliziens durch zaristische Truppen in einer noch frühen Phase des Weltkrieges unter den dortigen Juden ein bis dahin ungekannter Flüchtlingsstrom ausgelöst wurde und in kürzester Zeit geschätzte 77.000 von ihnen (vereinzelte Zeitungsberichte sprachen von bis zu 300.000) nach Wien brachte.[37] Sie kamen in einem stärkeren Ausmaß noch als ihre Vorgänger elend, depraviert und devastiert, getrieben und in Massen. Sie kamen in eine elende, hungernde, ausgelaugte Stadt und ließen die ohnedies bereits gegebene Beunruhigung und Verunsicherung unter dem ansässigen, assimilierten Judentum nur noch weiter anwachsen. Man befürchtete, nicht zu Unrecht, ein rapides Anwachsen des ohnehin latent allgegenwärtigen Antisemitismus - und damit letztlich die radikale Bedrohung und Infragestellung der Errungen-

[36] Zit. in Ruth Beckermann (Hrsg.), Die Mazzesinsel. Juden in der Leopoldstadt 1918-1939, Wien 1984, S. 24.

[37] Beatrix Hoffmann-Holter, ‚Abreisendmachung'. Jüdische Kriegsflüchtlinge in Wien 1914 bis 1923, Wien/Köln/Weimar 1995, S. 25ff.

schaften von Moderne und bürgerlichem Liberalismus in Gefolge von Aufklärung und sozialem Fortschritt.

Die Flüchtlinge lebten, vegetierten unter unsagbaren sozialen und hygienischen Verhältnissen; protokolliert hat sie Bruno Frei in einer Studie über ‚Jüdisches Elend in Wien'.[38] Es ist das Protokoll ungekannter verstörender Lebenswelten, desolater Lebensumstände, sozialer Devianz und Differenz, von Fremdheit und Entfremdung. Bruno Frei, der das Elend dieser Menschen auch photographisch dokumentiert hat, spricht von der Mazzesinsel als einem Massenschlupfwinkel für Elend, Laster, Verbrechen und Siechtum, alles von einer Hässlichkeit, „daß man sich zwingen muß, hinzuschauen ..." [39]

Wolfgang Maderthaner, wiss. Mitarbeiter des Stadt- und Landesarchivs Wien
E-Mail: wolfgang.maderthaner@vga.at

[38] Bruno Frei, Jüdisches Elend in Wien. Bilder und Daten, Wien/Berlin 1920.

[39] Wolfgang Maderthaner, Pathologie der Großstadt - Geschichten um den Praterstern, in: Stadtarchiv und Stadtgeschichte. Forschungen und Innovationen, Linz 2004, S. 837.

U L R I C H T E M P E L

Orte der Judenverfolgung in Berlin 1933-1945

Im 19. Jahrhundert entwickelte sich Berlin zum Ort mit der größten jüdischen Bevölkerung in Deutschland. Von kaum zu überschätzender Bedeutung ist die Teilhabe der jüdischen Bürger an der Entwicklung der Stadt, sowie der Stellenwert, den Berlin für die allgemeine jüdische Geschichte besitzt.[1] Die Machtübernahme der Nationalsozialisten und deren antijüdische Politik bedeuteten eine grundlegende Zäsur für die Berliner Juden. In die Emigration getrieben wurden über 90 000 Menschen, etwa 50 000 wurden ermordet. Nur einige tausend Juden überlebten die NS-Zeit in Berlin, entweder als ‚Untergetauchte' oder als in ‚Mischehen' Verheiratete.[2]

In den vergangenen Jahren ist das Wissen über die Judenverfolgung in der NS-Zeit in Deutschland beträchtlich gewachsen[3], und in der Öffentlichkeit entwickelten sich vielfältige private und städtische Initiativen, Stätten der Judenverfolgung zu markieren. Auch in Berlin gibt es heute solche in großer Zahl. Sie reichen von einfachen Gedenktafeln bis zur Verwirklichung von Ergebnissen großer künst-

[1] Darauf hat Reinhard Rürup hingewiesen, vgl. Reinhard Rürup, Einführung, in: ders. (Hrsg.), Jüdische Geschichte in Berlin. Bilder und Dokumente, Berlin 1995, S. 7-11, hier S. 8.

[2] Ebd., S. 9.

[3] Vgl. für Berlin vor allem die Forschungsergebnisse von zwei Ausstellungsprojekten: Rürup, Bilder; Reinhard Rürup (Hrsg.), Jüdische Geschichte in Berlin. Studien und Essays, Berlin 1995 (= Begleitbände der Ausstellung „Jüdische Geschichte in Berlin") sowie Beate Meyer, Hermann Simon (Hrsg.), Juden in Berlin 1938-1945, Berlin 2000. Vgl. grundlegend zum Thema Judenverfolgung in Berlin 1933-1945: Wolf Gruner, Die Reichshauptstadt und die Verfolgung der Berliner Juden 1933-1945, in: Rürup, Studien, S. 229-266. Dieser Aufsatz wird ergänzt durch: Wolf Gruner, Judenverfolgung in Berlin 1933-1945. Eine Chronologie der Behördenmaßnahmen in der Reichshauptstadt, Berlin 1996. Neben diesen Publikationen gibt es wissenschaftliche Studien zu Einzelaspekten der Verfolgung, z.B. zum Wirken der Herbert-Baum-Gruppe, vgl. besonders: Wolfgang Scheffler, Der Brandanschlag im Berliner Lustgarten im Mai 1942 und seine Folgen. Eine quellenkritische Betrachtung, in: Berlin in Geschichte und Gegenwart, Jahrbuch des Landesarchivs Berlin 1984, Berlin 1984, S. 91-118. Zu den Deportationen aus Berlin vgl.: Klaus Dettmer, Die Deportationen aus Berlin, in: Buch der Erinnerung. Die ins Baltikum deportierten deutschen, österreichischen und tschechoslowakischen Juden, Bd. I, München 2003, S. 191-197. Verschiedene Arbeiten beschäftigen sich mit dem jüdischen Leben in der NS-Zeit in den Berliner Stadtbezirken, vgl. z.B.: Leben mit der Erinnerung. Jüdische Geschichte in Prenzlauer Berg, Berlin 1997. Eine monographische Darstellung des Themas steht jedoch noch aus.

lerischer Wettbewerbe.[4] Der vorliegende Beitrag geht auf fünf Orte im Zentrum der heutigen Bundeshauptstadt Berlin näher ein.[5]

Hausvogteiplatz

An der Stelle des heutigen Platzes befand sich ursprünglich die Bastion III der frühneuzeitlichen Befestigungsanlage der Stadt Berlin. Der Name des Platzes geht auf das Hofgericht zurück, das 1750 hierher verlegt wurde.[6] Nach dem Abbruch der Wallanlagen wurde der Platz bebaut. Er entwickelte sich im 19. Jahrhundert zum Zentrum der Berliner Mode- und Bekleidungsbranche, und es entstanden repräsentative Geschäftshäuser. Heute ist der in den letzten Jahren baulich ergänzte Hausvogteiplatz ein einzigartiges Ensemble von Bauten der vergangenen rund hundert Jahre. Angefangen von den noch vorhandenen Geschäftshäusern der Kaiserzeit über ein 1930 fertig gestelltes Büro- und Geschäftshaus, das zu den wenigen in dieser Zeit neu errichteten Gebäuden in der Berliner Innenstadt zählt, und DDR-Bauten aus den 50er und 80er Jahren, findet sich hier schließlich das sogenannte ‚Memhard-Ensemble' - vor kurzem fertiggestellte Wohn- und Geschäftshäuser von Gesine Weinmiller und ‚Patzschke und Partner'.[7]

Am Hausvogteiplatz hatten wichtige Firmen der Bekleidungsindustrie, darunter traditionell viele Firmen mit jüdischen Eigentümern, ihren Sitz. Uwe Westphal hat 1986 eine Studie zur Entwicklung der Berliner Konfektion vorgelegt.[8] Er beschreibt die Anfänge der Berliner Bekleidungsindustrie, die Weiterentwicklung in den 20er Jahren und die Zerstörung dieses Wirtschaftszweiges in seiner gewachsenen Form in den Jahren nach 1933.

4 Vgl. dazu besonders: Stefanie Endlich, Gedenkstätten in Berlin, in: Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. Eine Dokumentation, Band II, Bonn 1999, S. 27-227; Christiane Hoss, Martin Schönfeld, Gedenktafeln in Berlin. Orte der Erinnerung an Verfolgte des Nationalsozialismus 1991-2001, Berlin 2002.

5 Dieser Aufsatz basiert auf meiner Diplomarbeit im Rahmen der postgradualen berufsbegleitenden wissenschaftlichen Weiterbildung zum Archivar (FH) an der Fachhochschule Potsdam zum Thema: „Archive und Öffentlichkeit – Ein historischer Stadtrundgang zum Thema „Judenverfolgung in Berlin 1933-1945.

6 Georg Dehio Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Berlin, 2., durchges. u. erg. Aufl., München 2000, S. 112.

7 Denkmale in Berlin. Bezirk Mitte Ortsteil Mitte, Petersberg 2003, S. 331-335; Falk Jaeger, Messing und Mooreiche. Berlin baut: Am Hausvogteiplatz stoßen sich unterschiedliche Auffassungen von zeitgenössischer Architektur, in: Der Tagesspiegel 2.1.2005.

8 Zum folgenden: Uwe Westphal, Berliner Konfektion und Mode. Die Zerstörung einer Tradition 1836-1939, Berlin 1986, S. 10, S. 87-104 und S. 116.

Die Tatsache, dass die Zahl der von Juden geführten Unternehmen im Vergleich zur Gesamtbevölkerung im Bereich der Konfektion relativ hoch war, wurde von den Nationalsozialisten gleichgesetzt mit der Behauptung, die gesamte Konfektion befände sich in jüdischem Besitz.

Die NS-Propaganda machte auch die Frauenmode zum Ziel der Agitation, denn in den Modeströmungen der 20er Jahre fanden die Nationalsozialisten viele der ihnen verhassten Lebensauffassungen. Als Entgegnung wurde eine Mode der ‚arischen Lebensart' beschworen. Dabei ging es keineswegs um den Entwurf einer eigenen Moderichtung, sondern ausschließlich um die Vertreibung der Juden aus dem Bereich der Konfektion. Der Boykott der jüdischen Geschäfte am 1. April 1933 war nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten der erste Schritt zur Ausgrenzung der unliebsamen Konkurrenz – Besitzer und Kunden sollten nachhaltig eingeschüchtert werden. Seit 1936 nahm die Zahl der ‚Arisierungen' stark zu. Die Wege, die jüdischen Geschäftsinhaber in die Enge zu treiben, waren unterschiedlich: Kunden wurden zum Boykott aufgerufen, die Warenzufuhr limitiert oder gänzlich gesperrt, die Anzeigenwerbung wurde immer mehr erschwert, die Entlassung jüdischer Mitarbeiter erzwungen und die NSDAP-Treuen im Betrieb zu Spitzeldiensten angehalten. Ende 1938 wurden die letzten jüdischen Firmen der Berliner Konfektion ‚arisiert' oder liquidiert.

Im Juli 2000 wurde auf dem Hausvogteiplatz ein Denkmal errichtet, das an die große Tradition der Berliner Konfektion und ihrer jüdischen Unternehmer erinnern und auf deren Verdrängung nach 1933 hinweisen soll.[9] Das ‚Denkzeichen Modezentrum Hausvogteiplatz' stammt von Rainer Görß und ist das Ergebnis eines künstlerischen Wettbewerbs aus dem Jahr 1995. Die Initiative ging von Uwe Westphal und dem Verleger Hentrich aus. Das Denkzeichen besteht aus zwei Teilen. Wenige Meter hinter dem U-Bahn-Ausgang befinden sich drei leicht nach innen geneigte 2,70 m hohe Spiegel. Im Boden zwischen den Spiegeln sind gusseiserne Tafeln eingelassen, auf denen weiterführende Informationen gegeben werden. Aber auch der nahegelegene U-Bahn-Ausgang ist ein Teil der Installation. Wie in Berlin auf einigen Bahnhöfen üblich, wurden in die Treppenstufen Schriftzüge eingelassen. Diese stellen hier aber keine Werbung dar, sondern enthalten die Namen und Adressen von 19 jüdischen Textilfabrikanten und das Jahr ihrer Vertreibung. Zusätzliche Spiegel am U-Bahnhof-Ausgang reflektieren Schriften und Betrachter.

[9] Zum ‚Denkzeichen' vgl.: Hoss, Schönfeld, Gedenktafeln, S. 114-116; Uwe Aulich, Ausweichen unmöglich. Am Hausvogteiplatz stehen seit gestern Spiegel: ein Denkzeichen für jüdische Textilfabrikanten, in: Berliner Zeitung 11.7.2000.

Abb. 1: Denkzeichen Modezentrum Hausvogteiplatz

Der Lustgarten

Der Lustgarten ging aus dem Küchengarten der Hohenzollern-Residenz hervor und wurde Mitte des 17. Jahrhunderts angelegt. Nach der Verwandlung in einen Exerzierplatz im 18. Jahrhundert, wurde der Platz in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Karl Friedrich Schinkel neugestaltet. Eine nachhaltige Veränderung erfuhr das Platzgefüge durch den Durchbruch der ehemaligen Kaiser-Wilhelm-Straße 1885 und den Neubau des Doms ab 1894.[10] Die Nationalsozialisten gestalteten den Platz mit der Absicht um, einen Rahmen für die Inszenierung von Massenveranstaltungen zu schaffen.[11]

Am 8. Mai 1942 wurde im Lustgarten die antisowjetische Propagandaausstellung ‚Das Sowjetparadies' eröffnet. Drei Zeltbauten mit ca. 9 000 Quadratmetern Grund-

[10] Dehio, Berlin, S. 112-113.

[11] Wolfgang Schäche, Architektur und Städtebau in Berlin zwischen 1933 und 1945. Planen und Bauen unter der Ägide der Stadtverwaltung, 2. Aufl., Berlin 1992, S. 228.

fläche waren dafür errichtet worden. Die Ausstellung stand in der Verantwortung der Reichspropagandaleitung der NSDAP.[12] Am Abend des 18. Mai 1942 wurde auf die Propagandaschau ein Brandanschlag verübt. Zwei Brandsätze verursachten geringen Schaden an einer Wandbespannung. Bei der Verpuffung des einen der beiden Brandsätze wurden einige Personen leicht verletzt. Die Ausstellung konnte bereits am nächsten Tag wieder geöffnet werden.[13]

Der Anschlag wurde von Mitgliedern zweier eng verbundener Widerstandsgruppen vorbereitet und durchgeführt, der Gruppe um Herbert Baum und der Gruppe um Joachim Franke und Werner Steinbrinck. Bereits wenige Tage nach der Aktion setzten die ersten Verhaftungen ein. Insgesamt fanden mindestens sechs Gerichtsverfahren statt, in denen gegen die Gruppen Baum und Franke/Steinbrinck vorgegangen wurde.[14]

Die Gruppe um Herbert Baum bestand fast ausschließlich aus Juden bzw. von den Nationalsozialisten als ‚jüdischen Mischlingen' bezeichneten Personen, die aber – bis auf eine Ausnahme – mit der Jüdischen Gemeinde oder der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland nichts zu tun hatten.[15] Dennoch nahm die Führung des NS-Staates an den Berliner Juden grausame Rache für den Brandanschlag. Wenige Tage nach dem Anschlag wurde über die Repressalien entschieden: In Berlin wurden 154 Juden verhaftet, ins Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht und dort – gemeinsam mit 96 jüdischen Häftlingen – erschossen. Angehörige der 154 verhafteten Berliner Juden wurden in das Lager Theresienstadt deportiert, weitere 250 Berliner Juden wurden ebenfalls nach Sachsenhausen gebracht.[16]

Anfang Oktober 1941 hatten sich die Vorstände der Berliner Gemeinde und der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland bereit erklärt, an der beginnenden ‚Umsiedlung' der Berliner Juden mit dem Ziel mitzuwirken, Härten abzumildern. Sie gingen davon aus, dass die Aktionen der Gestapo nur einen Teil der Juden betreffen würden.[17] Mitte Oktober 1941 begannen die Deportationen von Berliner Juden nach Litzmannstadt (Lodz). Nun, Ende Mai 1942, wurden die Vorstände der Gemeinden in Berlin, Prag und Wien und der Reichsvereinigung von der Gestapo

[12] Vgl.: Karsten Borgmann, Das Sowjetparadies. Eine erfolgreiche Ausstellung der Reichspropagandaleitung der NSDAP, in: Wilfried Löhken, Werner Vathke (Hrsg,), Juden im Widerstand. Drei Gruppen zwischen Überlebenskampf und politischer Aktion Berlin 1939-1945, Berlin 1993, S. 132-133.

[13] Vgl.: Scheffler, Brandanschlag, S. 91-93.

[14] Ebd., S. 93-96 und 101-105.

[15] Beate Meyer, Gratwanderung zwischen Verantwortung und Verstrickung – Die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland und die Jüdische Gemeinde zu Berlin 1938-1945, in: Meyer, Simon, Juden, S. 307.

[16] Scheffler, Brandanschlag, S. 105-113.

[17] Meyer, Gratwanderung, S. 303-304.

vorgeladen und ihnen noch weit schlimmere Strafen als nach dem Brandanschlag für mögliche Wiederholungen angedroht.[18] An diesem Umstand zeigt sich in besonderer Weise die Ohnmacht von Reichsvereinigung und Jüdischer Gemeinde, deren defensiver Handlungsspielraum sich fast völlig erschöpft hatte. In wenigen Monaten hatte sich die Situation nun nochmals erheblich verschärft.

Seit 1981 erinnert im Lustgarten ein Gedenkstein an den Brandanschlag im Mai 1942. Er befindet sich an der Karl-Liebknecht-Straße, Ecke Schlossplatz auf der Domseite. Der Stein stammt von dem Bildhauer Jürgen Raue. Darauf sind zwei Inschriften zu lesen, die an jeweils zwei der vier Seiten des Steins eingearbeitet wurden: „Unvergessen die mutigen Taten und die Standhaftigkeit der von dem Jungkommunisten Herbert Baum geleiteten Widerstandsgruppe“ und „Für immer in Freundschaft mit der Sowjetunion verbunden“.

Im Jahr 2000 wurden an den beiden Seiten mit der letztgenannten Aufschrift Plexiglastafeln angebracht, die zum einen weitergehende Informationen zu Herbert Baum und dem Brandanschlag und zum anderen die Namen von Angehörigen der Widerstandsgruppen enthalten. Die Inschrift des Gedenksteins ist aber – unter der Glasscheibe – nach wie vor erkennbar.[19]

Rosenstraße

Die Rosenstraße ist eine der ältesten Straßen Berlins.[20] Sie liegt im ehemaligen Marienviertel, benannt nach der in unmittelbarer Nähe liegenden Marienkirche, einer der ältesten Pfarrkirchen Berlins, und erhielt im 17. Jahrhundert ihren heutigen Namen. Ende des 19. Jahrhunderts erfuhr die Straße zum ersten Mal eine völlige Veränderung: Die uneinheitliche Gebäudereihe auf der östlichen Straßenseite wurde komplett abgerissen und an ihrer Stelle eine gleichmäßige vierstöckige Bebauung errichtet. Dabei wurde die Straße von 13 auf 20 Meter verbreitert.

Die historische Stadtmitte Berlins wurde im Zweiten Weltkrieg fast völlig zerstört. In den sechziger Jahren begann die DDR ein groß angelegtes Bauprogramm zur städtebaulichen Neugestaltung des Stadtzentrums. Dafür wurden viele der Ruinen, aber auch erhalten gebliebene Bauten abgerissen. Wichtiges Element dieser Neugestaltung waren elfstöckige Baukörper an der Karl-Liebknecht-Straße (vor 1945: Kaiser-Wilhelm-Straße) zwischen S-Bahn und Spandauer Straße. Die errichteten Neubauten legten sich wie ein Querriegel vor die Rosenstraße, auch wenn sie

[18] Ebd, S. 308.

[19] Endlich, Gedenkstätten, S. 111-112; Hoss, Schönfeld, Gedenktafeln, S. 128-131.

[20] Vgl. zum folgenden: Gernot Jochheim, Johannes Rösler, Die Rosenstraße. Gestern und heute, Berlin 1997.

auf Höhe Rosenstraße eine Lücke bilden. Die Rosenstraße wurde um 30 Meter verkürzt und zur Sackgasse. Vor 1945 verlief durch die Rosenstraße eine wichtige Verkehrsader. Heute haben die Straße und die Freifläche an der Stelle der westlichen Straßenbebauung den Charakter eines Hinterhofs.

Zwischen der Rosenstraße und der Spandauer Straße verlief ursprünglich die Heidereutergasse. Auch diese Straße ist durch die Nachkriegsbebauung zu einer nur ca. 30 Meter langen Sackgasse geworden. Im Jahr 1714 konnte die Jüdische Gemeinde hier ihre erste öffentliche Synagoge einweihen. Aufgrund der sprunghaften Vergrößerung der Jüdischen Gemeinde im 19. Jahrhundert wurde auch die Gemeindeverwaltung vor völlig neue Aufgaben gestellt. Anfang des 20. Jahrhunderts errichtete die Jüdische Gemeinde zu Berlin an der Ecke Rosenstraße/Heidereutergasse ein großes Verwaltungsgebäude.[21]

Der Name ‚Rosenstraße' ist mit einem Ereignis im Frühjahr 1943 verbunden, das in den letzten Jahren in der allgemeinen Öffentlichkeit durch den gleichnamigen Film von Margarete von Trotta bekannt wurde, und zu dem es seit mehreren Jahren eine z.T. heftig geführte, wissenschaftliche Kontroverse gibt.[22]

Die Ereignisse in der Rosenstraße stehen in engem Zusammenhang mit der ‚Fabrik-Aktion'.[23] Mit der Aktion wurde ein doppeltes Ziel verfolgt: Zum einen sollten die letzten ‚ungeschützten' Juden, von denen eine große Zahl Zwangsarbeit leistete, nun deportiert werden. Zum anderen sollten die in ‚Mischehe' lebenden Juden erfasst und aus den Industriebetrieben entfernt werden.[24] Die Aktion stellte „neben den Ausweisungen polnischer Juden Ende Oktober 1938 und den Verhaftungen beim Novemberpogrom 1938 die drittgrößte antijüdische Razzia im Reichsgebiet überhaupt dar."[25]

[21] Gernot Jochheim, Frauenprotest in der Rosenstraße. ‚Gebt uns unsere Männer wieder', Berlin 1993, S. 16-17.

[22] Zum Film: Beate Meyer, Geschichte im Film: Judenverfolgung, Mischehen und der Protest in der Rosenstraße 1943, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 52, 2004, H. 1, S. 23-36. Zum Rosenstraßenprotest vor allem: Wolf Gruner, Die Fabrik-Aktion und die Ereignisse in der Berliner Rosenstraße. Fakten und Fiktionen um den 27. Februar 1943, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 11, 2002, S. 137-177; Nathan Stoltzfus, Widerstand des Herzens. Der Aufstand der Berliner Frauen in der Rosenstraße – 1943, München 1999. Jetzt neu: Antonia Leugers (Hrsg.), Berlin, Rosenstraße 2-4: Protest in der NS-Diktatur. Neue Forschungen zum Frauenprotest in der Rosenstraße 1943, Annweiler 2005. Nach Abschluss des Manuskripts: Wolf Gruner, Widerstand in der Rosenstraße. Die Fabrik-Aktion und die Verfolgung der ‚Mischehen' 1943, Frankfurt/M. 2005.

[23] Die Bezeichnung ‚Fabrik-Aktion' nimmt wahrscheinlich Bezug auf die Tatsache, dass die meisten Personen an ihren Arbeitsplätzen gefangengenommen wurden. Vgl. Diana Schulle, „Gebt unsere Männer frei!", in: Meyer, Simon, Juden, S. 159.

[24] Gruner, Fabrik-Aktion, S. 144-147; Gruner, Reichshauptstadt, 1995, S. 252.

[25] Gruner, Fabrik-Aktion, S. 173.

Am 20. Februar 1943 veröffentlichte das Reichssicherheitshauptamt „allgemeine Richtlinien zur technischen Durchführung“ für die letzte große Deportationswelle im Altreich.[26] Am Freitag, dem 26. Februar, wurde die Berliner Jüdische Gemeinde von der Gestapo verpflichtet, verschiedene Vorbereitungsarbeiten durchzuführen. Am frühen Morgen des folgenden Tages begann die Groß-Razzia in Berlin. Da es sich in Berlin um einen besonders großen Personenkreis handelte, führte die Gestapo in der Reichshauptstadt die Razzia mit Hilfe der Waffen-SS durch.[27] Tausende Zwangsarbeiter und Angehörige wurden festgenommen und in mehrere Sammellager gebracht. Viele verstanden diese Aktion als Signal, dass nun alle Zwangsarbeiter deportiert werden sollten. Doch wurden die bei der Razzia festgenommenen ‚Geltungsjuden’ und die in ‚Mischehe’ lebenden Juden von den anderen Personen getrennt und die meisten von ihnen in die Rosenstraße 2-4, in das ehemalige Verwaltungsgebäude der Jüdischen Gemeinde, gebracht.[28]

Aus Berlin wurden vom 1. bis 6. März 1943 rund 7 000 Menschen deportiert.[29] Die in der Rosenstraße Internierten wurden nach und nach wieder entlassen. Insbesondere über die Ursache für die Freilassung hat es in den vergangenen Jahren eine Forschungskontroverse gegeben. Einer der Hauptstreitpunkte ist die Frage, ob der Protest der Frauen ursächlich für die Freilassung war. Nathan Stoltzfus hat diese Frage bejaht: „Das Regime hatte gegenüber den Protestierenden nachgegeben, weil es immer noch hoffte, die Bevölkerung geschlossen für sich gewinnen und so das Reich retten zu können.“[30] Wolf Gruner setzt dem gegenüber einen anderen Akzent. Zum einen sollten durch die Internierung Zweifelsfragen über die Klassifizierung geklärt werden. Als Hauptgrund führt er aber an, dass die Gestapo unter den Internierten neues Personal für die jüdischen Einrichtungen auswählen wollte. Juden aus ‚Mischehen’ sollten ‚Volljuden’, die bisher durch ihre Tätigkeit bei einer jüdischer Einrichtung geschützt waren, ersetzen.[31]

In der Rosenstraße gibt es mittlerweile mehrere ‚Gedenk- und Informationsorte’. Eine Tafel informiert neben dem freigelegten Grundriss der ‚Alten Synagoge’ über deren Geschichte.[32] Am einzig erhaltenen Gebäude der westlichen Straßenseite (Rosenstraße 1), das in den 1990er Jahren zu einem Hotel- und Bürokomplex umge-

[26] Rürup, Reinhard (Hrsg.): Topographie des Terrors. Gestapo, SS und Reichssicherheitshauptamt auf dem ‚Prinz-Albrecht-Gelände’. Eine Dokumentation, 15., überarb. u. erw. Aufl., Berlin 2004, S. 120-121.

[27] Gruner, Fabrik-Aktion, S. 150.

[28] Gruner, Fabrik-Aktion, S. 157-159.

[29] Gruner, Fabrik-Aktion, S. 153.

[30] Stoltzfus, Widerstand, S. 340.

[31] Gruner, Fabrik-Aktion, S. 162.

[32] Hoss, Schönfeld, Gedenktafeln, S. 116.

baut wurde, gibt es seit 1998 eine Gedenktafel.[33] Am 4. März 1999 errichtete die Stiftung Topographie des Terrors in der Rosenstraße zwei identische Litfasssäulen, die mit Bild- und Textdokumenten an die Ereignisse im Februar und März 1943 erinnern.[34] Die Berliner Bildhauerin Ingeborg Hunzinger[35] begann ihre Auseinandersetzung mit dem Thema bereits in den achtziger Jahren. Ihre mehrteilige Denkmalsanlage wurde am 18. Oktober 1995 in der Rosenstraße eingeweiht. Die Denkmalsanlage besteht aus purpurfarbenem Porphyr und stellt eine ‚bewegte Wand' dar. Im Mittelpunkt des Denkmals stehen drei Blöcke, ca. 2,30 m hoch und etwa ebenso breit, 80 cm tief. Zwei dieser Blöcke fügen sich zu einem Element zusammen. Eine männliche Figur löst sich aus dem einen Block und strebt auf eine ihm zugewandte Frau im nächsten Block zu. Der dritte Block verkörpert den ‚Block der Frauen', Frauen mit Kindern, dicht beieinander stehend, voller Entschlossenheit. In dem Raum, der von den drei Blöcken umschlossen wird, steht die Skulptur zweier Frauen, die eine der anderen Halt gebend. Dazu kommen zwei weitere Denkmalselemente, ein Geiger mit zerbrochenem Instrument und ein auf einer Bank sitzender Mann.

Burgstraße

Die Burgstraße ist Teil des Heiliggeistviertels, das nach der im 14. Jahrhundert errichteten und kürzlich rekonstruierten Kapelle benannt wurde. Der Bau der Börse 1859 bis 1863 gegenüber von Dom und Lustgarten und der bereits erwähnte Durchbruch der ehemaligen Kaiser-Wilhelm-Straße 1885 förderten den Bau von Geschäftshäusern in dieser Gegend. Daran erinnern noch heute die Geschäftshäuser Burgstraße 26 und 27. Das Grundstück, auf dem sich das Gebäude Burgstraße 28 befand, in der Größe ungefähr vergleichbar mit der Nr. 26, ist heute Teil des 1997 bis 1999 errichteten ‚Quartiers an der Museumsinsel'. Im neuen Gebäude Burgstraße 28 residiert der Bundesverband deutscher Banken.[36]

In den Erinnerungen der Überlebenden der Deportationen taucht häufig ein Straßenname auf, der sich mit einem Schreckensort verbindet: ‚Burgstraße'. Hier war das ‚Judenreferat' der Staatspolizeileitstelle Berlin untergebracht. Die Büros befanden sich in der Burgstraße 28, die Kellerräume des Hauses dienten als Gefäng-

[33] Ebd., S. 145-146.

[34] Topographie des Terrors. Bericht April 1997 – März 1999, S. 25.

[35] Vgl. zum folgenden: Jochheim, Rösler, Rosenstraße, S. 29; Heidemarie Mazuhn, Ein Dickkopf wie in Stein gemeißelt. Bildhauerin Ingeborg Hunzinger führte der DDR einst Tugenden und Laster vor Augen. Ausstellung eröffnet, in: Der Tagesspiegel, 9. April 2000.

[36] Ulf Meyer, Quartier an der Museumsinsel, Berlin 2000 (Die Neuen Architekturführer, Nr. 19).

niszellen.[37] Der Hauptsitz der Staatspolizeileitstelle war jedoch im Polizeipräsidium in der Grunerstraße 12.

Eine Staatspolizeistelle entstand in Berlin 1933 beim Berliner Polizeipräsidenten.[38] Im Januar 1934 ist die Bezeichnung ‚Staatspolizeistelle Berlin' in den Dokumenten zu finden. Die Stellung der Staatspolizeistelle in Berlin unterschied sich erheblich von den übrigen Staatspolizeistellen im Reich. Die maßgebliche Verantwortung für das Territorium von Berlin verblieb beim Geheimen Staatspolizeiamt, das bestimmte Tätigkeiten in die Staatspolizeistelle verlagerte. Die ‚Verordnung zur Ausführung des Gesetzes über die Geheime Staatspolizei' vom 20. Februar 1936 gibt über dieses Verhältnis Auskunft: "In Berlin ist das Geheime Staatspolizeiamt für die landes-, kreis- und ortspolizeilichen Aufgaben der Geheimen Staatspolizei zuständig. Ob und inwieweit diese Aufgaben der Staatspolizeistelle Berlin übertragen werden, bestimmt der Chef der Geheimen Staatspolizei Berlin."[39]

Die Berliner Staatspolizeileitstelle war für die Durchführung der Deportation der Berliner Juden zuständig. Das ‚Judenreferat' organisierte die Abholungen, unterhielt Sammellager und stellte die Transporte zusammen. Eine wichtige Quelle für die Auseinandersetzung mit der Tätigkeit der Staatspolizeileitstelle und dessen Judenreferat sind die Unterlagen des sogenannten ‚Bovensiepen-Verfahrens'. Von 1963 bis 1971 gab es umfangreiche Ermittlungen gegen Mitarbeiter der Staatspolizeistelle, das Verfahren jedoch scheiterte.[40]

Das ‚Judenreferat' in der Burgstraße war auch der Ort, zu dem führende Vertreter der Jüdischen Gemeinde zu Berlin bzw. der Reichsvereinigung vorgeladen wurden, wenn sie Direktiven von der Gestapo in Empfang nehmen sollten. So z.B. Anfang Oktober 1941, als Vertretern der Gemeinde mitgeteilt wurde, dass nunmehr mit der ‚Umsiedlung' der Berliner Juden begonnen werden würde. Hildegard Henschel beschreibt diesen Vorgang, der sich am höchsten jüdischen Feiertag, dem Versöhnungstag, 1941 abspielte:

"Der Gottesdienst wurde in den uns verbliebenen Synagogen ungehindert abgehalten. In dem kleinen Tempel im Logenhaus Joachimsthalerstraße 13 amtierte Dr. Leo Baeck als Rabbiner. Es war mitten in der Vormittagspredigt, als der Vorsitzende der Gemeinde zum Telephon gerufen wurde. Ein Anruf der Gestapo beorderte ihn nach der Burgstrasse [...]

[37] Dettmer, Deportationen, S. 192.

[38] Vgl. zum folgenden: Laurenz Demps, Der Übergang der Abteilung I (Politische Polizei) des Berliner Polizeipräsidiums in das Geheime Staatspolizeiamt (1933/34), Berlin 1982 (Ms.) (Diss), S. 233-249.

[39] Preußische Gesetzessammlung 1936, Berlin 1936, S. 23, zit. bei: Demps, Übergang, S. 233.

[40] Akim Jah; ‚Unschuldige Mordgehilfen'. Das Bovensiepen-Verfahren gegen ehemalige Mitarbeiter der Stapo-Leitstelle Berlin, in: Sabine Moller u.a. (Hrsg.): Abgeschlossene Kapitel? Zur Geschichte der Konzentrationslager und der NS-Prozesse, Tübingen 2002, S. 187-199.

Der für die Angelegenheiten der Jüdischen Gemeinde Berlin zuständige Gestapobeamte, Prüfer [...] eröffnete den drei Vertretern der Gemeinde, dass die Teilevakuierung von Berlin zu beginnen habe."[41]

2003 wurde an der Hausfassade der Burgstraße 28 eine Gedenktafel enthüllt, die durch die Unterstützung des Bundesverbandes deutscher Banken ermöglicht wurde. Die Tafel weist zum einen auf die Burgstraße als Finanzstandort hin und zum anderen auf die Existenz des ‚Judenreferats' und die Deportation der Berliner Juden. Darüber hinaus wird ein ‚Schutzhaftgefängnis' erwähnt, das sich in dem Gebäude befand.[42]

Große Hamburger Straße

Die Große Hamburger Straße gehört zur Spandauer Vorstadt. Seit dem 17. Jahrhundert entwickelte sich die Gegend zu einem Zentrum jüdischen Lebens in Berlin. In der Großen Hamburger Straße befanden und befinden sich Einrichtungen von drei großen religiösen Gemeinschaften. Die evangelische Sophienkirche wurde Anfang des 18. Jahrhunderts erbaut und ist ein wichtiges Zeugnis sakraler Barockbaukunst. Das katholische St. Hedwigskrankenhaus entstand Mitte des 19. Jahrhunderts und ist bis heute ein bekanntes Berliner Krankenhaus. Die Jüdische Gemeinde erwarb in der Straße 1672 ein Grundstück für die Anlage eines Friedhofes; im 19. Jahrhundert öffneten ein jüdisches Altenheim und eine jüdische Schule ihre Türen. Das Altenheim und der Friedhof sind zerstört, in dem Schulgebäude befindet sich wieder eine jüdische Schule, die Jüdische Oberschule Berlin.[43]

Das ehemalige Altenheim wurde seit Juni 1942 als Sammellager für kleinere Transporte nach Theresienstadt genutzt. Im November befahl der neue Leiter des ‚Judenreferats', Alois Brunner, die Sammellager Levetzowstraße und Große Hamburger Straße 26 zur Sammelunterkunft für 1 200 bis 1 500 Personen umzugestalten. Das ehemalige Altenheim wurde nun fast wie ein Gefängnis ausgebaut. Die Fenster wurden vergittert und das Haus nachts angestrahlt. Die Kartei der Jüdischen Gemeinde wurde zudem in das Sammellager verlegt. Auch das Ordnerwesen wurde nun grundlegend neu geregelt. Die Gemeinde musste für das Lager vierzig Männer

[41] Hildegard Henschel, Aus der Arbeit der Jüdischen Gemeinde Berlin während der Jahre 1941-1943. Gemeindearbeit und Evakuierung von Berlin 16. Oktober 1941 – 16. Juni 1943, in: Zeitschrift für die Geschichte der Juden 9, 1972, S. 33-52, hier: S. 34.

[42] http://www.berlin.de/ba-mitte/index_1399_de.html (Die Seite wurde am 17.10.05 aufgerufen).

[43] Zur Großen Hamburger Straße vgl.: Volker Hübner, Christiane Oehmig, Spandauer Vorstadt in Berlin-Mitte. Ein Kunst- und Denkmalführer, Petersberg 2002, S. 115-136. Zur Jüdischen Oberschule Berlin: Festschrift 10 Jahre Jüdische Oberschule 225 Jahre Jüdische Schule in Berlin, Berlin 2003, sowie: http://www.josberlin.de (Die Seite wurde am 17.10.05 aufgerufen).

stellen. Ordner begleiteten nun auch die SS-Kommandos bei ‚Abholungen'.[44]

Ein ehemaliger Insasse berichtete nach 1945 von einer Dreiteilung der Zimmer im Sammellager: "'Ostzimmer' beherbergten Personen, die für Auschwitz vorgesehen waren, ‚Theresienstadtzimmer' solche, die dorthin gebracht werden sollten, in ‚Unterkunftszimmern' waren die übrigen Inhaftierten zusammengefasst, bei denen die Entscheidung über Transportziel und -datum noch ausstand. Kurz vor der Deportation blieben die ‚Ostzimmer' und Treppenhäuser ständig verschlossen, damit die Inhaftierten keine Informationen weitergeben konnten. Die meisten Überlebenden berichten von Misshandlungen bei Verhören, bei Fluchtversuchen, im Bunker, vor allem aber bei den Abtransporten Richtung Bahnhof."[45]

Ab 1. März 1944 wurde das ehemalige Altenheim als Hilfsgefängnis der Geheimen Staatspolizei verwendet; parallel dazu wurde ein Sammellager auf dem Gelände des Jüdischen Krankenhauses in der Schulstraße eröffnet.[46]

An die Vorgänge im ehemaligen Altenheim erinnern heute ein Gedenkstein[47] und eine 1985 aufgestellte Figurengruppe von Will Lammert (1892-1957). Die Figuren entstanden Mitte der fünfziger Jahre im Zusammenhang mit den Planungen für ein Denkmal innerhalb der Gedenkstätte Ravensbrück.[48] Bei der Gruppe handelt es sich um 13 dreiviertellebensgroße Figuren. Ihre Anordnung geht auf eine Gestaltungsidee von John Heartfield für eine Ausstellung 1959 zurück. Die Gruppe steht auf einer Grundplatte von 2 x 3 Metern, die sich auf einem 70 cm hohen Sockel befindet.

Abb. 2: Gedenkstein Große Hamburger Straße

[44] Meyer, Gratwanderung, S. 313-317.

[45] Heinz Muskatblatt, zit. in ebd., S. 316.

[46] Ebd., S. 323.

[47] Die heutige Gedenktafel stammt aus dem Jahr 1987, ein erster Gedenkstein wurde aber bereits vor 1968 mit identischer Inschrift aufgestellt. Vgl.: Hoss, Schönfeld, Gedenktafeln, S. 111.

[48] Susanne Lanwerd, Skulpturales Gedenken. Die ‚Tragende' des Bildhauers Will Lammert, in: Insa Eschenbach u.a. (Hrsg.), Die Sprache des Gedenkens. Zur Geschichte der Gedenkstätte Ravensbrück, Berlin 1999, S. 39-54.

Die Bronzefiguren sind so angeordnet, „dass einzelne gruppenmäßige Kombinationen einen nach vorn drängenden Keil bilden." [49]

Schluss

Die Formen, in denen an den beschriebenen Orten an die Judenverfolgung in Berlin erinnert wird, sind sehr unterschiedlich. Die vorgestellten Kunstwerke und Gedenktafeln entstanden seit Anfang der 1980er Jahre. Zwei Arbeiten stammen aus der DDR-Zeit und eine wurde vor der politischen Wende 1989/90 begonnen. Die Inschriften des Gedenksteins für Herbert Baum im Lustgarten von 1981 verdeutlichen zwei wesentliche Merkmale des Umgangs mit der NS-Vergangenheit in der DDR: Zum einen die Heraushebung des kommunistischen Widerstands und zum anderen die politische Inanspruchnahme des Widerstands in der DDR. Die Figurengruppe von Will Lammert in der Großen Hamburger Straße spannt einen weiten Bogen in der Erinnerungskultur der DDR: Mitte der 1980er Jahre war es hier gelungen, Plastiken, die bei der Gestaltung der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück Mitte der 1950er Jahre keine Verwendung gefunden hatten, der Öffentlichkeit zu präsentieren und darüber hinaus einen zentralen Ort der Judenverfolgung in Berlin in besonderer Weise zu kennzeichnen. Ingeborg Hunzinger, eine renommierte Künstlerin in der DDR, begann ihr Denkmalsensemble in der Rosenstraße in stark realistischer Formensprache Ende der 1980er Jahre mit öffentlicher Unterstützung. 1989/90 wurde ihr Projekt in ein städtisches Programm übernommen, gleichwohl blieb die Realisierung schwierig.

Zwei der vorgestellten Orte wurden nach 1990 künstlerisch gestaltet bzw. durch eine Tafel markiert. Das Denkmal auf dem Hausvogteiplatz ist das Ergebnis eines künstlerischen Wettbewerbs und steht für den innovativen Umgang mit einer Denkmalsaufgabe. Viele Denkmäler zur Erinnerung an die Opfer der NS-Verfolgung, die in den letzten Jahren entstanden sind, haben mit dem traditionellen Verständnis von Denkmälern nur noch wenig gemein. Das ‚Denkzeichen Modezentrum Hausvogteiplatz' wird durch das Element der Spiegelung bestimmt, das den Betrachter in direkter Weise in die Installation einbezieht. Die Burgstraße als zentraler Ort der Judenverfolgung in Berlin wurde erst 2003 durch eine Gedenktafel gekennzeichnet. Trotz dieser Tafel ist die Bedeutung dieses Ortes im öffentlichen Bewusstsein bisher jedoch kaum verankert.

[49] Marlies Lammert, Ein Denkmalsprojekt für Berlin. Zur Aufstellung einer Plastikgruppe von Will Lammert, in: Karl-Heinz Klingenburg (Hrsg.), Studien zur Berliner Kunstgeschichte, Leipzig 1986, S. 281-297, hier: S. 281-283 und S. 296-297.

Beim Gedenkstein im Lustgarten überlagern sich verschiedene ‚Erinnerungsschichten'. Seine ‚Erweiterung' im Jahr 2000 stellt eine überzeugende Antwort auf die Frage dar, wie mit Denkmälern aus der DDR-Zeit und ihren oft einseitigen, unkonkreten Inschriften umgegangen werden kann. Der ‚Quellenwert' des DDR-Steins wurde in Rechnung gestellt und gleichzeitig wurden wichtige Informationen ergänzt.

Abbildungsnachweis:

Abb. 1: Foto von Ulrich Tempel
Abb. 2: Foto von Ulrich Tempel

Ulrich Tempel, Archivar in der Stiftung Topographie des Terrors Berlin
E-Mail: tempel@topographie.de

R E Z E N S I O N

R O T R A U D R I E S

Elfi Pracht (T. II u. IV: Pracht-Jörns), Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen, Teile I-V, T. I: Regierungsbezirk Köln, 1997, XV, 650 S. m. 424 Abb., 9 Karten (Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern im Rheinland 34.1); T. II: Regierungsbezirk Düsseldorf, 2000, XI, 695 S. m. 567 Abb., 7 Karten (Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern im Rheinland 34.2); T. III: Regierungsbezirk Detmold, 1998, X, 545 S. m. 587 Abb., 6 Karten (Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern von Westfalen 1.1); T. IV: Regierungsbezirk Münster, 2002, X, 582 S. m. 485 Abb., 6 Karten (Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern von Westfalen 1.2), Köln: J.P. Bachem 1997-2005.

Jüdisches Kulturerbe – dahinter verbirgt sich das anspruchsvolle Vorhaben der kompletten Dokumentation steinerner Zeugnisse jüdischen Lebens in den Grenzen des heutigen Bundeslandes Nordrhein-Westfalen. Mittlerweile ist das ehrgeizige Unternehmen, das 1993 vom damaligen Ministerium für Stadtentwicklung und Verkehr initiiert und seitdem finanziert wurde, so gut wie abgeschlossen: Zu den Regierungsbezirken Köln, Düsseldorf, Detmold und Münster ist je ein dicker Band erschienen. Der letzte Band (T. V) zum Regierungsbezirk Arnsberg wurde soeben veröffentlicht; er konnte für diese Rezension jedoch nicht mehr berücksichtigt werden.

Der Autorin Elfi Pracht-Jörns ist damit eine beachtliche Leistung gelungen, ein Handbuch, das für sämtliche institutionalisierte Gemeinden Beträume und Synagogen, soziale Einrichtungen, Schulhäuser, Mikwen, Friedhöfe und in begrenztem Umfang private Wohnhäuser und ehemalige jüdische Wohngebiete vorstellt oder in letzterem Fall auflistet. Damit entsteht, gegliedert nach den heutigen Verwaltungseinheiten (Regierungsbezirke, kreisfreie Städte, Kreise und ihre Gemeinden), die vor allem baulich fassbare Geschichte dieser Gemeinden und ihrer lokalen und regionalen Institutionen: Siedlungsgeschichte und rechtliche Rahmenbedingungen sind am Bau von Synagogen und der Einrichtung von Friedhöfen ablesbar, Fragen zu Identität und Selbstbewusstsein, Emanzipation und Akkulturation an ihrer Gestaltung ablesbar, das christlich-jüdische Verhältnis manifestiert sich in der öffentlichen Präsenz wie in der Zerstörung von Bauten und Grabsteinen, in Vernachlässigung oder Sorge um das, was die Zerstörung überdauert hat. Die Doku-

mentation verweist auf die vernichteten wie auf die sichtbaren Spuren und bietet damit eine Handreichung auch für den Denkmalschutz und alle Bemühungen um den Erhalt dieses jüdischen Erbes unserer Kultur.

Synagogen und Friedhöfe stehen im Mittelpunkt der Dokumentation, denn diese sind die beiden Institutionen, die eine Gemeinde erst zu einer solchen machen und zu den elementaren Bedürfnissen jüdischen Lebens zählen. Für die Mikwen, die Ritualbäder, ist die Überlieferungssituation ungleich schlechter: Ohnedies eher unscheinbar oder in Privathäusern eingerichtet, gerieten sie bereits im 19. Jahrhundert meist außer Gebrauch und in Vergessenheit. Folglich haben sich hier nur sehr wenige Spuren erhalten. Auch den meist kleinen jüdischen Schulen eignet ein eher flüchtiger Charakter, der sich nicht allzu häufig in Gebäudespuren niedergeschlagen hat. Soziale Institutionen mit eigenen Gebäuden konnten sich schließlich nur die Großstadtgemeinden leisten, allen voran Köln. Der zeitliche Schwerpunkt der Dokumentation liegt auf der Zeit seit der Emanzipation und umspannt vor allem die Phase bis 1945. Nur punktuell reichen die Informationen darüber hinaus, etwa bei wieder genutzten Synagogen oder Friedhöfen oder bei der Frage, was seitdem mit den baulichen Spuren jüdischer Vergangenheit geschah.

Die strukturbildenden Einheiten jedes Bandes (kreisfreie Städte, Kreise) werden eingeleitet mit einem historischen Überblick, dem Abschnitte zu den je vorhandenen Bauten und zum Friedhof folgen. Quellengrundlage sind vor allem Bau- und Friedhofsakten sowie die Überlieferung aus den Synagogenbrand-Prozessen, welche die Autorin in den zuständigen Staats-, Kreis- oder kommunalen Archiven sowie im Archiv der Neuen Synagoge Berlin - Centrum Judaicum eingesehen hat, wo sich der überwiegende Teil des Gesamtarchivs der deutschen Juden befindet. Recherchen im Leo Baeck Institute in New York und in den Central Archives for the History of the Jewish People in Jerusalem waren nicht möglich. Zum Abschluss der Kapitel findet sich der Bildteil mit den sehr gut auf den Text abgestimmten Abbildungen, historischen und aktuellen Fotos, Bauzeichnungen, Aufrissskizzen, Quellenabbildungen und einzelnen Ritualobjekten. Da eine detaillierte Erfassung der Friedhöfe (Einzelaufnahme aller Inschriften) im Rahmen dieser Dokumentation nicht geleistet werden konnte, wurde hier ebenso wie bei den Privat- oder Firmenbauten exemplarisch gearbeitet.

Eine erste vergleichende Zusammenschau auf der Ebene der Regierungsbezirke liefert die Einleitung jedes Bandes; nur der Düsseldorfer Band integriert diese in Kurzform in eine Skizze zur Geschichte der Juden im Rheinland. Sonst folgt auf einen historischen Abriss eine Auswertung nach den einzelnen Bau- und Zeugnisgruppen, in der auf markante Einzelbeispiele verwiesen und z.B. eine Gegenüberstellung des ursprünglichen Bestandes an Synagogen und Friedhöfen (um 1900)

mit dem heutigen Zustand vorgenommen wird. Hier sehen die Ergebnisse natürlich für die Friedhöfe wesentlich günstiger aus, als für die Synagogen, die vor allem dann Chancen hatten, die NS-Zerstörungen seit 1938 zu überstehen, wenn sie sich zu diesem Zeitpunkt nicht mehr in jüdischem Besitz befanden. Dies trifft auf eine Reihe von kleinen Synagogen zu, die seit Ende des 19. Jahrhunderts im Rahmen der Migrationsbewegung in die größeren Städte aufgegeben werden mussten. Auch nach 1945 jedoch wurde eine nicht unerheblich Zahl von ehemaligen Synagogen noch abgerissen. Von den insgesamt etwa 370 bis 380 Synagogen auf dem Gebiet des heutigen Nordrhein-Westfalen sind noch etwa 75 in oft stark veränderter Form erhalten, d.h. also 80% zerstört wurden. Doch auch von den Friedhöfen -ursprünglich ca. 480 (ohne Arnsberg), von denen 23% (zwischen 15 und 30%) nicht mehr bestehen- befindet sich so gut wie keiner mehr im Originalzustand; Verwüstungen, Zerstörungen und Beschädigungen haben ihre sichtbaren Spuren hinterlassen. Und heute drängt die Zeit angesichts der fortschreitenden Verwitterung der Steine, will man diese einzigartige Quelle zur religiösen und sozialen Geschichte der Gemeinden noch nutzen.

Das vom Land initiierte und seit 1997 am Kölnischen Stadtmuseum angesiedelte Unternehmen ist in dieser umfassenden Form einzigartig und vorbildlich, denn meist beschränken sich ähnliche Projekte auf die (prominenteren) Synagogen. Diese Vorbildlichkeit setzt sich in der stimmigen und intelligenten verlegerischen Präsentation fort: Die Bände sind hochwertig hergestellt, mit zahlreichen Abbildungen und mit eingebundenen Karten versehen, die sich so weit ausklappen lassen, dass sie neben dem Text sichtbar bleiben. Es handelt sich dabei jeweils um eine Übersichtskarte der Kreise und kreisfreien Städte des Regierungsbezirks mit farblicher Unterscheidung zwischen solchen mit und solchen ohne jüdische Institutionen/Bauten. Es folgen Detailkarten zur Verbreitung von Bauten und Friedhöfen in einzelnen Kreisen oder Städten. Dass die Bände überdies mit diversen Verzeichnissen, Glossar und Ortsregister ausgestattet sind, versteht sich fast von selbst.

Respekt zu zollen ist aber vor allem der Autorin, die fast im Alleingang die unglaubliche Fülle von Informationen aus der Literatur, in Archiven, Institutionen und vor Ort recherchiert und in dieser überzeugenden und gut nutzbaren Form präsentiert hat. Ihr Kompendium bietet nicht nur eine komplette Übersicht über die Friedhöfe und Bauten der jüdischen Gemeinden und ihre Ausstattung nebst weiterführenden Hinweisen auf Privat- und Firmengebäude, sondern ermöglicht von dort aus und durch mehrere systematische Literaturverzeichnisse auch einen Einstieg in die jeweilige lokale und regionale jüdische Geschichte. Und sie führt in Text und Bild in beeindruckender Fülle Gestaltungsmöglichkeiten und ästhetische

Vorstellungen zwischen jüdischer Tradition und säkularer Umgebung vor Augen, die einmal Teil der Kultur dieses Landes und seiner Bewohner waren.

Ein detaillierter Überblick über die Geschichte der einzelnen jüdischen Gemeinden konnte im Rahmen dieses kunst- und baugeschichtlich angelegten Projekts selbstverständlich nicht geleistet werden, wenngleich den Beschreibungen der einzelnen Kultureinrichtungen stets ein kurzer historischer Abriss vorangestellt ist. Umfassende Darstellungen der historischen Entwicklung vom ersten Nachweis jüdischen Lebens bis zur Gegenwart für den westfälischen Landesteil wird das von der Historischen Kommission für Westfalen und dem Institut für vergleichende Städtegeschichte an der Universität Münster herausgegebene ‚Historische Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen und Lippe' enthalten, dessen Veröffentlichung in drei Teilbänden für die Jahre 2006 und 2007 geplant ist. Auf Grundlage des aktuellen Forschungsstands jedoch bieten die Bände ‚Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen' in jeder Hinsicht einen eminent wichtigen Beitrag, die jüdische Kultur zu sehen, zu respektieren und ihre stark dezimierten Überreste zu erhalten.

Rotraud Ries, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Instituts für Jüdische Studien der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf,
E-Mail: rotraud.ries@uni-bielefeld.de

TOBIAS MEYER-ZURWELLE
SUSANNE FREUND

Auswahlbibliografie

Publikationen zum Thema Stadt und jüdisches Leben seit 1998

Überblicksdarstellungen und Quellen

BIEGEL, Gerd/ Graetz, Michael (Hrsg.): Judentum zwischen Tradition und Moderne, Heidelberg 2002.
BRÄMER, Andreas: Zur Geschichte der jüdischen Gemeinde in Deutschland und Österreich 1808-1871 (= Beiheft zu Aschkenas, 5), Wien 1999.
BRENNER, Michael: Jüdische Kultur in der Weimarer Republik, München 2000.
CAHNMANN, Werner Jacob: Deutsche Juden. Ihre Geschichte und Soziologie, Münster 2005.
DENKLER, Horst/ Eke, Norbert O./ Steinecke, Hartmut (Red.): Juden und jüdische Kultur im Vormärz, Bielefeld 1998.
DINER, Dan (Hrsg.), Synchrone Welten. Zeitenräume jüdischer Geschichte, Bd. 1, Göttingen 2005.
ELIAV, Mordechai: Jüdische Erziehung in Deutschland im Zeitalter der Aufklärung und der Emanzipation (= Jüdische Bildungsgeschichte in Deutschland 2), Münster/ New York 2001.
GOTZMANN, Andreas/ Lietdtke, Rainer/ van Raden, Till: Juden, Bürger, Deutsche: zur Geschichte von Vielfalt und Differenz 1800-1933, Tübingen 2001.
GRAETZ, Heinrich: Die Geschichte der Juden (= Digitale Bibliothek, 44), Berlin 2002 (CD-ROM).
Hecht, Cornelia: Deutsche Juden und Antisemitismus in der Weimarer Republik (= Politik- und Gesellschaftsgeschichte, 62), Bonn 2003.
HEID, Ludger/ Horch, Hans H./ Jütte, Robert (Hrsg.): Judentum und Aufklärung. Jüdisches Selbstverständnis in der bürgerlichen Öffentlichkeit, Göttingen 2002.
JERSCH-WENZEL, Stefi (Hrsg.): Juden und Armut in Mittel- und Osteuropa, Köln/ Weimar 2000.

JERSCH-WENZEL, Stefi/ Rürup, Reinhard (Hrsg.): Quellen zur Geschichte der Juden in den Archiven der neuen Bundesländer, Bd. II: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Teil I: Ältere Zentralbehörden bis 1801/10 und Brandenburg-Preußisches Hausarchiv, München 1999; Bd. V: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Teil II: Sonderverwaltung der Übergangszeit 1806-1850 etc., München 2000; Bd. VI: Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum", Teil I und II, München 2001.
JUDEN und jüdische Kultur im Vormärz, Bielefeld 1998.
JÜTTE, Robert/ Kustermann, Abraham (Hrsg.): Jüdische Gemeinden und Organisationsformen von der Antike bis zur Gegenwart, Wiesbaden 1998.
KAPLAN, Marion A. (Hrsg.): Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland. Vom 17. Jahrhundert bis 1945, München 2003.
KAPLAN, Marion A. (Hrsg.): Juden in Deutschland vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Festschrift für Monika Richarz (= Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, 27), Göttingen 2005.
KATZ, Jacob: Tradition und Krise. Der Weg der jüdischen Gesellschaft in die Moderne, München 2002.
KERTZER, David I.: Die Päpste gegen die Juden. Der Vatikan und die Entstehung des modernen Antisemitismus, München 2001.
KOTOWSKI, Elke-Vera/ Schoeps, Julius H./ Wallenborn, Hiltrud (Hrsg.): Handbuch der Geschichte der Juden in Europa, Bd. 1: Länder und Regionen und Bd. 2: Religion, Kultur, Alltag, Darmstadt 2001.
LÄSSIG, Simone, Jüdische Wege ins Bürgertum. Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg im 19. Jahrhundert (= Bürgertum N.F. Studien zur Zivilgesellschaft, 1), Göttingen 2004.
RAPHAEL, Freddy (Hrsg.): „... das Flüstern eines leisen Wehens...". Beiträge zur Kultur und Lebenswelt europäischer Juden. Festschrift für Ute Jeggle, Konstanz 2001.
RAUSCHENBERGER, Katharina: Jüdische Tradition im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Zur Geschichte des jüdischen Museumswesen in Deutschland (= Forschungen zur Geschichte der Juden, Abt. A: Abhandlungen, 16), Hannover 2002.
SCHOLZ, Albrecht (Hrsg.): Medizinische Bildung und Judentum, Dresden 1998.
STEGEMANN, Ekkehard W. (Hrsg.): 100 Jahre Zionismus: von der Verwirklichung einer Vision, Stuttgart 2000.

Zur Geschichte der Juden in der Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus

ALY, Götz: „Endlösung". Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden, Frankfurt a. M. 1999.
BARKAI, Avraham: Wehr Dich! Der Centralverein Deutscher Staatsbürger Jüdischen Glauben (C.V.) 1893-1938, München 2002.
BENZ, Wolfgang (Hrsg.). Überleben im Dritten Reich. Juden im Untergrund und ihre Helfer, München 2003.
DERS./ Wetzel, Juliane (Hrsg.): Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit, 3 Bde., 1996-1999.
BROWNING, Christopher: Judenmord. Ns-Politik, Zwangsarbeit und das Verhalten der Täter, Frankfurt a. M. 2001.
CORNI, Gustavo: Hitler`s Ghettos. Voices from a Beleaguered Society, 1939-1944, London 2002.
DUBNOW, Simon: Buch des Lebens. Erinnerungen und Gedanken. Materialien zur Geschichte meiner Zeit, hg. von Verena Dohm, Bd. 1-3, Göttingen 2004/2005.
GRUNER, Wolf: Öffentliche Wohlfahrt und Judenverfolgung. Wechselwirkung lokaler und zentraler Politik im NS-Staat (1933-1945) (= Studien zur Zeitgeschichte, 62), München 2002.
KOCH, Gertrud (Hrsg.): Bruchlinien. Tendenzen der Holocaustforschung (= Beiträge zur Geschichtskultur), Köln/ Weimar 1999.
KOSMALA, Beate/ Schoppmann, Claudia: Überleben im Untergrund. Hilfe und Rettung für Juden in Deutschland 1941-1945 (= Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit, 5), Berlin 2002.
KUNDRUS, Birthe (Hrsg.): Die Deportationen der Juden aus Deutschland. Pläne - Praxis – Reaktionen. 1938 – 1945, Göttingen 2004.
MAIERHOF, Gudrun: Selbstbehauptung im Chaos. Frauen in der jüdischen Selbsthilfe 1933-1943, Frankfurt a. M. 2002.
MEYER, Beate/ Hermann Simon (Hrsg.): Juden in Berlin 1938-1945, Berlin 2000.
PAUL, Gerhard (Hrsg.): Die Täter der Shoah. Fanatische Nationalsozialisten oder ganz normale Deutsche? (= Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte, 2), Göttingen 2002.
POTTHAST, Jan Björn: Das jüdische Zentralmuseum der SS in Prag. Gegnerforschung und Völkermord im Nationalsozialismus, Frankfurt a. M./ New York 2002.
SCHEFFLER, Wolfgang/ Schulle, Diana (Bearb.): Buch der Erinnerung. Die ins Baltikum deportierten deutschen, österreichischen und tschechoslowakischen Juden, 2 Bde., München 2003.

SPECTOR, Shmuel (Hrsg.) u.a.: The Encyclopedia of Jewish Life Before and During the Holocaust I and II, New York 2001.
THERESIENSTÄDTER GEDENKBUCH. Die Opfer der Judentransporte aus Deutschland nach Theresienstadt 1942-1945, Prag 2000.
TYCH, Feliks: Deutsche, Juden, Polen: der Holocaust und seine Spätfolgen (= Reihe Gesprächskreise Geschichte, 33), Bonn 2000.
VULETIC, Aleksander-Sasa: Christen jüdischer Herkunft im Dritten Reich. Verfolgung und organisierte Selbsthilfe 1933-1939, Mainz 1999.
WAIGAND, Beate: Antisemitismus auf Abruf. Das Deutsche Ärzteblatt und die jüdischen Mediziner 1918-1933 (= Medizingeschichte im Kontext, 7), Frankfurt a. M. 2001.
WEISS, Yfaat: Deutsche und polnische Juden vor dem Holocaust (= Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 81), München 2000.
WIRTZ, Stephan/ Kolbe Christian: Enteignung der jüdischen Bevölkerung in Deutschland und nationalsozialistische Wirtschaftspolitik 1933-1945. Annotierte Bibliographie (= Fritz Bauer Institut, Studien- und Dokumentationszentrum zur Geschichte und Wirkung des Holocaust, Verzeichnisse, 5), Frankfurt a. M. 2000.

Zu Erinnerungskultur und Holocaust

BAUER, Yehuda: Die dunkle Seite der Geschichte. Die Shoah in historischer Sicht. Interpretationen und Re-Interpretationen, Frankfurt a. M. 2001.
BECKER, Helle (Hrsg.): Brücken in die Zukunft, Essen 1998.
BECK-GERNSHEIM, Elisabeth: Juden, Deutsche und andere Erinnerungslandschaften, Frankfurt a. M. 1999.
BEHRENS-COBET, Heidi: Erinnerungs- und Gedenkkultur, Essen 1998.
BODEMANN, Y. Michael: In den Wogen der Erinnerung. Jüdische Existenz in Deutschland, München 2002.
BRENNER, Michael/ Myers, David N.: Jüdische Geschichtsschreibung heute. Themen, Positionen, Kontroversen, München 2002.
BREYSACH, Barbara: Schauplatz und Gedächtnisraum Polen. Die Vernichtung der Juden in der deutschen und polnischen Literatur, Göttingen 2005.
BROCKE, Michael/ Pomerance, Aubrey/ Schatz, Andrea (Hrsg.): Neuer Anbruch. Zur deutsch-jüdischen Geschichte und Kultur (= minima judaica, 1), Berlin 2001.
DIETRICH, Susanne/ Schulze Wessel, Julia: Zwischen Selbstorganisation und Stigmatisierung. Die Lebenswirklichkeit jüdischer Displaced Persons und die neue Gestalt des Antisemitismus in der deutschen Nachkriegsgesellschaft, Stuttgart 1998.

EHLER, Hans (Hrsg.): Erinnern und Verstehen. Der Völkermord an den Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen, Frankfurt a. M. 2003.
FREI, Norbert/ Knigge, Volkhard (Hrsg.): Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord, München 2001.
GELLER, Jay Howard: Jews in post-holocaust Germany. 1945-1953, Cambridge u.a. 2005.
GOSCHNER, Constantin/ Lillteicher, Jürgen (Hrsg.): ‚Arisierung' und Restitution. Die Rückerstattung jüdischen Eigentums in Deutschland und Österreich nach 1945 und 1989, Göttingen 2002.
KNIGGE, Volkhard (Hg.): Verbrechen erinnern: die Auseinandersetzung mit dem Holocaust und Völkermord, München 2002.
KOSMALA, Beate: Juden und Deutsche im polnischen Haus (= Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Reihe: Dokumente, Texte, Materialien, 28), Berlin 2001.
LEVY, Daniel/ Sznaider, Natan: Erinnerung im globalen Zeitalter. Der Holocaust, Frankfurt a. M. 2001.
LÖW, Andrea (Hrsg.): Deutsche – Juden – Polen (= Wissenschaftliche Reihe des Fritz-Bauer-Instituts, 9), Frankfurt a. M. 2004.
PAUCKER, Arnold: Deutsche Juden im Kampf um Recht und Freiheit (= Veröffentlichung des Leo-Baeck-Instituts), Teetz 2003.
SCHOEPS, Julius H. (Hrsg.): Leben im Land der Täter. Juden im Nachkriegsdeutschland (1945-1952), Berlin 2001.
WEINBAUM, Laurence/ McPherson, Colin/ Greif, Gideon (Hrsg.): Die Jeckes. Deutsche Juden aus Israel erzählen, Köln/ Weimar 2002.
WELZER, Harald/ Möller, Sabine/ Tschuuggnall, Karoline (Hrsg.): Opa war kein Nazi. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, München 2002.
WOLFFSOHN, Michael: Deutsche, Juden und andere Weltbürger, Jena 2004.
ZIEHER, Jürgen: Im Schatten von Antisemitismus und Wiedergutmachung. Kommunen und jüdische Gemeinden in Dortmund, Düsseldorf und Köln 1945 – 1960 (= Reihe Dokumente, Texte, Materialien / Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Bd. 55), Berlin 2005.

Regional- und lokalgeschichtliche Studien zur Geschichte der Juden

BARBIAN, Jan-Pieter/ Brocke, Michael/ Heid, Ludger (Hrsg.): Juden im Ruhrgebiet. Vom Zeitalter der Aufklärung bis zur Gegenwart, Essen 1999.

Beintker, Michael: „Gott hat sein Volk nicht Verstoßen (Römer 11,2)“. Erwägungen zur Hauptvorlage der Evangelischen Kirche von Westfalen zum Verhältnis von Christen und Juden (= Theologische Beiträge aus dem Kirchenkreis Vlotho, 1), Bad Oeynhausen 1999.
Brocke, Michael/ Döll, Edna und Heike: Zeitzeugen – Begegnungen mit jüdischem Leben in Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 1998.
Faasen, Dina van: ‚Das Geleit ist kündbar’. Quellen und Aufsätze zum jüdischen Leben im Hochstift Paderborn von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis 1802 (= Historische Schriften des Kreismuseums Wewelsburg 3), Essen 1999.
Faasen, Dina van: Juden im Paderborner Land im 17. und 18. Jahrhundert (= Themenhefte des Historischen Museums des Hochstifts Paderborn), Wewelsburg 2000.
Grübel, Monika/Mölich, Georg (Hrsg.): Jüdisches Leben im Rheinland. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Köln u.a. 2005.
Heinemann, Stephan: Jüdisches Leben in den nordniedersächsischen Kleinstädten Walsrode und Uelzen (= Schriftenreihe des Bundes der Freunde des Heidemuseums Walsrode e.V. 14), Walsrode 2001.
Hensel, Jürgen (Hrsg.): Polen, Deutsche und Juden in Lidz 1820-1939 (= Einzelveröffentlichung des Deutschen Historischen Instituts Warschau, 1), Osnabrück 1999.
Herzig, Arno, Jüdische Quellen zur Reform und Akkulturation der Juden in Westfalen (= Quellen und Forschungen zur jüdischen Geschichte in Westfalen, 1), Münster 2005.
Hoffmann, Erik: Jüdische Nachbarn in Hessisch Oldendorf 1322-1942. Ihre 600jährige Geschichte in der schaumburgischen/hessischen/preußischen Kleinstadt (= Beiträge zur Geschichte des jüdischen Lebens in der Stadt Hameln und im Kreis Hameln-Pyrmont), Hameln 1998.
Jeggle, Lutz: Judendörfer in Württemberg. Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 2. erweiterte Auflage, Tübingen 1999.
Jehle, Manfred/ Strauss, Herbert A. (Hrsg.): Die Juden und die jüdischen Gemeinden Preußens in amtlichen Enquêten des Vormärz, Teil I: Enquête des Ministeriums des Innern und der Polizei über die Rechtsverhältnisse der Juden in den preußischen Provinzen 1842-1843. Berlin, Provinzen Brandenburg, Preußen, Pommern, Posen, Schlesien, Sachsen, Westfalen, München 1998; Teil II: Enquête des Ministeriums des Inneren und der Polizei über die Rechtsverhältnisse der Juden in den Preußischen Provinzen 1842-1843. Rheinprovinz. Enquête des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten über die Kultus-, Schul- und Rechtsverhältnisse der jüdischen Gemeinden in den preußischen Provinzen 1843-1845. Berlin Provinzen Brandenburg, Preußen, Pommern, München 1998; Teil III:

Enquête des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten über die Kultus-, Schul- und Rechtsverhältnisse der jüdischen Gemeinden in den Preußischen Provinzen 1843-1845. Provinzen Posen, Schlesien, Sachsen, Westfalen (= Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 82/1-4), München 1998.
JENSEN, Uffa: Gebildete Doppelgänger. Bürgerliche Juden und Protestanten im 19. Jahrhundert, Göttingen 2005.
KIRSCHE, Britta: Juden in Jena. Eine Spurensuche, Jena 1998.
KOSCHE, Rosemarie: Studien zur Geschichte der Juden zwischen Rhein und Weser im Mittelalter (= Forschungen zur Geschichte der Juden, 15), Hannover 2002.
KUHRAU, Sven (Hrsg.): Juden, Bürger, Berliner. Die Gedächtnis der Familie Beer – Meyerbeer – Richter, Berlin 2004.
LINDEMANN, Silke: Jüdisches Leben in Celle. Vom ausgehenden 17. Jahrhundert bis zur Emanzipationsgesetzgebung 1848 (= Celler Beiträge zur Landes- und Kulturgeschichte. Schriftenreihe des Stadtarchivs und des Bomann-Museums, 30), Bielefeld 2004.
MAYRHOFER, Fritz/ Opll, Ferdinand (Hrsg.): Juden in der Stadt (= Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas, 15), Linz/Donau 1999.
LITT, Stefan: Juden in Thüringen in der frühen Neuzeit, Köln u.a. 2003.
MÖLLENHOFF, Gisela/ SCHLAUTMANN-OVERMEYER, Rita: Jüdische Familien in Münster 1918-1945, T. 1 Biographisches Lexikon, hg. von Franz-Josef Jakobi, Andreas Determann und Diethard Aschoff, Münster 1995.
MÖLLENHOFF, Gisela/ SCHLAUTMANN-OVERMEYER, Rita: Jüdische Familien in Münster 1918-1945, T. 2,1 und T. 2,2 Abhandlungen und Dokumente 1918-1945, hg. von Franz-Josef Jakobi, Susanne Freund, Andreas Determann und Diethard Aschoff, Münster 1998 und 2001.
NAARMANN, Margit: ‚Von ihren Leuten wohnt hier keiner mehr'. Jüdische Familien in Paderborn in der Zeit des Nationalsozialismus, Paderborn 1998.
NAARMANN, Margit: Der Novemberpogrom 1938 in Stadt und Region Paderborn im Spiegel der amtlichen Berichterstattung. Aus Anlaß der 60jährigen Wiederkehr des Pogroms 1938 in Verbindung mit der Erarbeitung einer Collage zum Pogrom 1938 in Paderborn aus den Ermittlungs- und Gerichtsakten zum Synagogenbrandprozeß, Paderborn 1998.
NACHAMA, Andreas/ Schoeps, Julius H./ Simon, Hermann (Hrsg.): Juden in Berlin, Berlin 2001.
NITSCHE, Jürgen/ Röcher, Ruth (Hrsg.): Juden in Chemnitz. Die Geschichte ihrer Gemeinde und ihrer Mitglieder. Dresden 2002.

Obenaus, Herbert: Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen und Bremen, Bd. I und II, Göttingen 2005.
Obenaus, Herbert: Landjuden in Nordwestdeutschland. Vorträge des Arbeitskreises Geschichte der Juden in der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, 224), Hannover 2005.
Rahden, Till van: Juden und andere Breslauer. Die Beziehung zwischen Juden, Protestanten und Katholiken in einer deutschen Großstadt 1860 bis 1925 (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 139), Göttingen 2000.
Rehn, Marie-Elisabeth: Juden in Friedrichstadt. Die Vorstandsprotokolle einer Israelitischen Gemeinde im Herzogtum Schleswig 1802-1860, Konstanz 2001.
Ridder, Thomas: Synagogen in Westfalen (= Westfalen im Bild: Reihe Kulturgeschichte, 17), Münster 2000.
Sassenberg, Marina (Hrsg.): Zeitenumbruch 1933-1945. Jüdische Existenz in Rheinland-Westfalen, Essen 1999.
Simon, Sabine: Synagogen und Bethäuser in Nordrhein Westfalen heute. Von der Straße aus gesehen. Ausstellung in der Alten Synagoge Essen vom 10.11. 1998 bis 10.01. 1999, Essen 1998.
Steinecke, Hartmut /Tiggesbäumker, Günter (Hrsg.): Jüdische Literatur in Westfalen. Vergangenheit und Gegenwart. Symposium im Museum Bökerhof 27. bis 29. Oktober 2000 (= Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen 4), Bielefeld 2002.
Zimmermann, Michael (Hrsg.): Geschichte der Juden in Rheinland und Westfalen (= Schriften zur politischen Landeskunde in Nordrhein-Westfalen 11), Köln/ Stuttgart/ Berlin 1998.

Studien und Dokumentationen zu Synagogen und jüdischen Friedhöfen, Gedenkstätten und Museen

Birkmann, Günter/ Stratmann, Hartmut: Bedenke vor wem Du stehst. 300 Synagogen und ihre Geschichte in Westfalen und Lippe, Essen 1998.
Brocke, Michael (Hrsg.): Feuer an dein Heiligtum gelegt. Zerstörte Synagogen 1938 Nordrhein-Westfalen (Gedenkbuch zerstörte Synagogen Deutschland 1938), Bochum 1999.
Brocke, Michael/ Müller, Christiane E.: Haus des Lebens. Jüdische Friedhöfe in Deutschland, Leipzig 2001.
Bückner, Eva: Materialien zum Denkmal für die ermordeten Juden in Europa, Berlin 2005

DIAMANT, Adolf: Geschändete jüdische Friedhöfe in Deutschland 1945-1999 – mit einem Nachwort von Prof. Dr. Julius H. Schoeps, Potsdam 2000.
ENGELHARDT, Isabelle: A Topography of Memory. Representations of the Holocaust at Dachau and Buchenwald in Comparison with Auschwitz, Yad Vashem and Washington DC. (= Series Multiple Europes, 16), Bruxelles 2002.
FISCHER, Werner: Jüdisches Kultgerät – Jüdisches Leben. Museum im Goldschmiedehaus Ahlen, Ahlen 1998.
GRIESE, Kerstin: Bildungsangebote für Erwachsene und Berufsgruppen in der Mahn- und Gedenkstätte, Essen 1998.
HASS, Matthias: Gestaltendes Denken. Yad Vashem, das U.S. Holocaust Memorial Museum und die Stiftung Topographie des Terrors, Frankfurt a. M./ New York 2002.
HOPPE, Jens: Jüdische Geschichte und Kultur in Museen. Zur nichtjüdischen Museologie des Jüdischen in Deutschland, Münster u.a. 2002.
KÜNZL, Hannelore: Jüdische Grabkunst von der Antike bis heute, Darmstadt 1999.
KUH, Anton: Juden und Deutsche, Wien 2003.
KUNST- UND AUSSTELLUNGSHALLE DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND GMBH (Hrsg.): Synagogen in Deutschland. Eine virtuelle Rekonstruktion. Ausstellung 17. Mai bis 16. Juli 2000 in Bonn, Bonn 2000.
MORAWIETZ, Doris: Jüdisches Kultgerät. Begleitpublikation zur Ausstellung des Städtischen Kramer-Museums Kempen, 8. November 1998 bis 17. Januar 1999, Kempen 1998.
OFFE, Sabine: Ausstellungen, Einstellungen, Entstellungen. Jüdische Museen in Deutschland und Österreich, Berlin/ Wien 2000.
PRACHT, Elfi: Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen, Bd. I-V (= Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern von Westfalen und im Rheinland), Köln 1997-2005.
SCHULZE, Peter: Mit Davidsschild und Menora. Bilder jüdischer Grabstätten in Braunschweig, Peine, Hornburg, Salzgitter und Schöningen. Ausstellungen 1997-2002 (= Regionale GewerkschaftsBlätter 18), o. O. 2003.
STAVGINSKI, Hans-Georg: Das Holocaust-Denkmal. Der Streit um das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“ in Berlin (1988-1999), Paderborn 2002.
THÜNEMANN, Holger: Holocaust-Rezeption und Geschichtskultur. Zentrale Holocaust-Denkmäler in der Kontroverse. Ein deutsch-österreichischer Vergleich, Idstein 2005.

Susanne Freund, wiss. Mitarbeiterin des Instituts für vergleichende Städtegeschichte an der Universität Münster E-Mail: freundsu@uni-muenster.de
Tobias Meyer-Zurwelle, stud. Hilfskraft des Instituts für vergleichende Städtegeschichte an der Universität Münster E-Mail: zurwelle@uni-muenster.de

J O A C H I M S C H L Ö R

Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Zugänge (nicht nur) im Spazieren

In den Straßen

In den Straßen der Stadt Berlin sind – wie andernorts, und doch auf ganz eigene Weise – Künstler zu beobachten. „Berlin, Capital of Street-Art", schreibt einer von ihnen stolz auf ein Plakat, das zwei neidische Figuren zeigt, stilisiert zu Symbolen von New York und Paris, in Verehrung gebeugt vor dem besseren, dem frecheren, wohl auch dem erfolgreicheren Straßen(be)zeichner Berlins. Der macht sich selbst zum ‚Stadt-Intendanten', zum Impresario einer neu erfundenen, sich selbst neu erfindenden Kapitale, die gerade so viele neue Wände errichtet, wie er markieren kann. Wer genau hinsieht, wer versucht, den Wandel dieser Stadt photographisch zu dokumentieren, kommt ihm kaum hinterher, überall war er schon mit seinem Farbeimer. Ein anderer Straßenartist malt (reichlich unbeholfene) Akte auf Bretter, schraubt aber dann diese Bretter so genial-sicher vor die Schilder von Anwaltskanzleien und Arztpraxen, dass es mehrere Blicke braucht, die Provokation zu entdecken (und nicht für völlig normal zu halten). Und überall scheinen jene unterwegs zu sein, die übereinander geklebte Plakate so raffiniert auseinanderreißen, dass aus der Schichtung der vielen Lagen überraschte und überraschende Gesichter hervortreten – vom kurdischen Aktivisten über die dekolletierte Soubrette bis zu Salvador Dalí –, Großstadtgesichter, die vom angespannten Verhältnis dieser Stadt Berlin zu sich selbst Zeugnis ablegen. Einige Künstler haben mit ihren Stadtzeichen unter dem Signum der ‚Street-Art' schon den Sprung von der Straße in die Kunstgalerien geschafft.[1]

Stadt-Bilder, aktuelle Momentaufnahmen aus der Stadt, die dieser Berichterstatter liebt und täglich durchstreift, wenn es möglich ist: Wer den Straßenkünstlern folgt und ihre ‚Schriften an der Wand' eher zum Leitmotiv seiner Suche nach

[1] ‚Street-Art' wird gesellschaftsfähig. Das Künstlerhaus Bethanien widmete den Straßenkünstlern im Sommer 2005 bereits eine zweite Ausstellung, seriöse Kunstverlage dokumentieren ‚tags', ‚writings' und ‚cut-outs' in gewichtigen Katalogen.

dem Städtischen nimmt als etwa ein Studium der Dokumente in den Archiven, disqualifiziert sich leicht; das soll nicht geschehen, der Respekt vor der Quelle und dem Archiv ist ungebrochen. Aber wie, wenn die Straßen-Bilder (und die ungehörige Stadt-Liebe) doch schöner wären? ‚Schön', zugegeben, ist kein gültiges Kriterium. Dennoch, Stadt-Bilder und Stadt-Töne und Stadt-Freude (und selbst gelegentlicher Stadt-Ärger) werden in dem folgenden Text eine Rolle spielen, und die Frage der Schönheit – besser: die Frage danach, was uns eigentlich antreibt, wenn wir Stadtforschung üben – wird nicht zu umgehen sein. Diesen Autor jedenfalls locken die durchscheinenden Gesichter und die kruden Akte und die auf Asphalt gemalten Ziffern immer um die nächste Straßenecke: „Au coin de la rue, l'aventure"![2]

Die *Schriften an der Wand* sollen so etwas wie einen roten Faden bilden in dem folgenden Text, der sich mit Fragen der kulturwissenschaftlichen Stadtforschung befasst – ein Feld, das zuletzt auch die Aufmerksamkeit von Stadthistorikern gefunden hat: Clemens Zimmermann und Jürgen Reulecke schreiben in ihren „Zwölf Bemerkungen zur Stadt- und Urbanisierungsgeschichte" unter Punkt zehn, es sei deutlich geworden, „dass neue sozialgeschichtliche sowie kulturwissenschaftliche und ethnographische Forschungsparadigmen sich inzwischen vor allem in der Stadtgeschichte auszuwirken beginnen".[3] Dabei geht es vor allem um zwei Aspekte: „Die Frage nach den ‚wahrgenommenen' und den ‚erlebten' Städten, nach der ‚Lebenswelt' der Städter und nach den Vorstellungen vom städtischen Leben finden wachsende Aufmerksamkeit." Einerseits handelt es sich hierbei also um Untersuchungen zur inneren ‚kulturellen Dynamik' des Städtischen, andererseits um Fragen der Selbst- und Fremdwahrnehmung der Stadt, der Städter und des Städtischen, um die Stadt als ‚kommunikativer Zusammenhang' und die ‚Stadt als Medium'. Auch Friedrich Lenger hat in seinem Text „Probleme einer Geschichte der europäischen Stadt im 20. Jahrhundert"[4] kurz die (schon nicht mehr ganz so) neue „Hinwendung zur Kulturgeschichte und zur Kulturwissenschaft überhaupt" thematisiert und die Bandbreite der „andere[n] Gegenstände und andere[n] Herangehensweisen" mit zwei Hinweisen – einmal auf das Feld der Erforschung von Freizeit, Tourismus und Festkultur, zum andern auf neue Forschungen zu den *Hieroglyphics of Space*[5] – grob abgesteckt. Damit ist ungefähr die thematische Vielfalt (und

[2] Alain Finkielkraut, Pascal Bruckner, Au coin de la rue, l'aventure, Paris 1982.

[3] Clemens Zimmermann/ Jürgen Reulecke, Zwölf Bemerkungen zur Stadt- und Urbanisierungsgeschichte, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte (IMS) 1/2002, S. 62-68.

[4] Friedrich Lenger, Probleme einer Geschichte der europäischen Stadt im 20. Jahrhundert, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte (IMS) 1/2005, S. 96-113.

[5] Peter Borsay/Gunther Hirschfelder/Ruth E. Mohrmann (Hrsg.), New Directions in Urban History. Aspects of European Art, Health, Tourism and Leisure since the Enlightenment, Münster 2000 auf der einen und Neil Leach (Hrsg.), The Hieroglyphics of Space. Reading and Experiencing the Modern Me-

Verwirrung) kulturwissenschaftlicher Stadtforschung bezeichnet; in unserem Zusammenhang ist es vielleicht sinnvoll, zunächst genauere Begrifflichkeiten zu erarbeiten.

Zum Begriff der Kulturwissenschaft(en)

Kulturwissenschaft, entstanden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Klassifikationsbegriff, der zwischen den Naturwissenschaften und den ‚Nichtnaturwissenschaften' innerhalb der alten philosophischen Fakultät unterscheiden sollte, ist heute zum Allerweltsbegriff geworden.[6] Aber diese universitätsgeschichtliche Annäherung ist durchaus interessant; 1863 wurde in Tübingen erstmals eine naturwissenschaftliche Fakultät ausgegliedert, später entstanden, etwa 1872 in Straßburg, eigene staatswissenschaftliche Fakultäten, so dass die alte philosophische Fakultät „auf einen rein geisteswissenschaftlichen Kern zusammenschmolz". Mit Diltheys „Einleitung in die Geisteswissenschaften" (1883) wurde der Versuch unternommen, die Geisteswissenschaften allesamt als ‚verstehende Wissenschaften' zu kennzeichnen, im Gegensatz zur ‚erklärenden' Naturwissenschaft; wenn die Erkenntnismöglichkeiten und Erkenntnisleistungen gegeben sind, dann muss auch alles, was nicht Natur ist, ‚verstehbar' sein. In zahlreichen Stellungnahmen wird der Geschichtswissenschaft dabei der Vorrang vor anderen Disziplinen eingeräumt, wenn sie sich auf ihre Aufgabe einer ‚liebevollen Nacherzählung' der Erscheinungen der geschichtlichen Welt beschränkt, nicht Geschichtsphilosophie betreibt und auch nicht nach übergeordneten Gesetzen sucht. Aus diesem Zusammenhang ist ‚Kulturwissenschaft' entstanden, er geht ihr nicht ganz verloren, wenn sie sich heute im universitären Bereich daranmacht, „das Objekt ‚Kultur' zum Gegenstand wissenschaftlicher Bemühungen zu machen". Klaus Christian Köhnke spricht hier (im Gegensatz zur *natura anima*, die als Pflege der Seele und des Geistes vornehmlich von der Philosophie behandelt wird) von *natura altera*; sie „bezeichnet also rein deskriptiv zum einen die vom Menschen gestaltete und geschaffene dingliche Umwelt, aber genauso all das, was habituell geworden ist, ihm einen anderen ‚Charakter' gab, – ihn nicht mehr zuerst Naturwesen, sondern *gesellschaftliches* oder eben ‚Kulturwesen' sein lässt."[7]

Für Max Weber gehörten die Sozialwissenschaften insgesamt zu jenen Disziplinen, „welche die Vorgänge des menschlichen Lebens unter dem Gesichtspunkt

tropolis, London 2002, auf der anderen Seite.

6 Klaus-Christian Köhnke, „Kulturwissenschaften – heute"? Vortrag vom 23. Januar 1998, in: Hans Christian von Hermann/ Matthias Middell (Hrsg.), Orte der Kulturwissenschaft. Fünf Vorträge, Leipzig 1998, S. 99-112; hier S. 99.

7 Köhnke (1998), S. 105; Hervorhebung im Original.

ihrer Kulturbedeutung untersuchen“. [8] In diesem Zusammenhang interessiert sich *Kultur*wissenschaft weniger für die historischen Ereignisse selbst als für die Form ihrer Überlieferung in Erzählungen, Berichten, Dokumentationen, Gegenständen; sie fragt nach den Medien dieser Überlieferung und ihrer Verdichtung in symbolische Formen; sie will untersuchen, an Beispielen, wie individuelle und kollektive Formen der Erinnerung Ereignisse speichern, verändern, bearbeiten. Dabei ist es vielleicht sinnvoll, den Unterschied zwischen den *Cultural Studies* britischer bzw. US-amerikanischer Tradition von deutschen *Kulturwissenschaften* (in ihrer Verschiedenheit) kurz deutlich zu machen. Für beide Bereiche gilt, dass Inter- und Transdisziplinarität als programmatisch für kulturwissenschaftliche Vorhaben angesehen werden, und dass Gegenstände jenseits des traditionellen Kanons der Hochkultur ins Blickfeld rücken. Lutz Musner vom Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften (IFK) in Wien hat die wesentlichen Differenzierungen eingehend dargestellt. [9]

Cultural Studies sind vor allem daran interessiert, welche Machtverhältnisse ‚Kultur’ bedingen und oft auch daran, wie diese Verhältnisse zu verändern sind. Stadtforschung in diesem Kontext fragt oft nach den Möglichkeiten und Grenzen der Nutzung städtischer Räume (Straßen, Plätze, Stadtviertel) durch die Minderheiten in den westlichen Gesellschaften, etwa Großbritanniens oder der USA. Wer in Deutschland dem Aufruf Wolfgang Frühwalds folgte und seine Disziplin, die traditionell dem Bereich der Geisteswissenschaften zugeordnet war, nunmehr als ‚kulturwissenschaftlich’ definierte, erweiterte das etablierte Spektrum der Stadt- und Urbanisierungsforschung mit Untersuchungen, die auf die als *lingustic turn, performative turn* oder *spatial turn* bezeichneten kulturwissenschaftlichen ‚Wenden’ reagieren. [10] Themen der Stadtforschung finden wir vor allem in der Geschichte, in

[8] Ebd.

[9] Lutz Musner, Kulturwissenschaften und Cultural Studies: Zwei ungleiche Geschwister?, in: KulturPoetik. Zeitschrift für kulturgeschichtliche Literaturwissenschaft, Göttingen 2001, S. 262-271.

[10] Musner beurteilt die neue Bedeutung von ‚Kulturwissenschaften’ in Deutschland in erster Linie als „eine wissenschaftspolitische Reformbotschaft an die traditionellen Geisteswissenschaften“, ihre universitäre „Modernisierungsfunktion“ liege „in der Öffnung gegenüber den internationalen Entwicklungen“, im „Bereitstellen einer lebensweltlichen Orientierungsfunktion“ und im interdisziplinären Zugriff. „In der Denkschrift ‚Geisteswissenschaften heute’ hatten im Auftrag des damaligen Bundesministeriums für Forschung und Technologie neben Wolfgang Frühwald auch der Philosoph Jürgen Mittelstraß und der Historiker Reinhart Koselleck mitgearbeitet. Schon damals empfahlen die Autoren, den humanistischer Tradition verpflichteten Begriff der Geisteswissenschaften fallen zu lassen und ihn durch den neuen, umfassenderen Titel der Kulturwissenschaften zu ersetzen. „Die Absicht war, eine Einheit in der Vielfalt der Disziplinen durch übergreifende Problemstellungen zu erhalten“, sagt Frühwald. Die erneuerten Geisteswissenschaften sollten Antworten auf globale Veränderungen innerhalb und außerhalb der Wissenschaft geben. Sie sollten der modernen Gesellschaft ein kulturelles Gedächt-

der Soziologie, auch in den Philologien, während Vertreter eines eigenständigen Fachs *Kulturwissenschaft* wie Hartmut Böhme vor allem Aufgabenfelder wie historische Anthropologie, historische Medienkulturforschung, die Erforschung von Wissenskulturen, historische *gender studies* oder Natur und Technik als historische Kulturformationen präferieren.[11] Stadt und Großstadt bilden hier keinen eigenständigen Forschungsbereich, sind aber Ort und Gegenstand zahlreicher Untersuchungen.

Darüber hinaus gibt es eine konzeptionell durchaus bedeutsame Konkurrenz um den Titel der ‚Kulturwissenschaft' zwischen den textorientierten Wissenschaften und den historischen oder ethnologischen Disziplinen. Ansgar Nünning, Herausgeber von Metzlers *Lexikon der Literatur- und Kulturtheorie*, zählt vor allem diejenigen Disziplinen zu den Kulturwissenschaften, die sich durch „ein der Kulturanthropologie und der Kultursemiotik verpflichtetes Verständnis von ‚Kultur als Text'" auszeichnen.[12] Es sei, so Nünning, „der begrifflichen Klarheit wenig förderlich (…), auch die Volkskunde oder Europäische Ethnologie als Kulturwissenschaft zu bezeichnen."[13] Aus meiner Sicht gehören aber Arbeiten aus dem Bereich der Volkskunde oder Europäischen Ethnologie unbedingt zu den Kulturwissenschaften, denn gerade im hier zu behandelnden Bereich der Stadtforschung liegen wesentliche inhaltliche und fachhistorische Beiträge zur Großstadtvolkskunde und Kulturanthropologie der Großstadt, zumal zu ihren zeitlichen und räumlichen ‚Randgebieten'[14], sowie zum Thema ‚Stadt' in den inner- wie außereuropäischen Ethnologien vor.[15]

nis verschaffen und sie so vor drohender Geschichtslosigkeit bewahren. (SZ vom 19.10.1998: „Die Natur des Menschen ist die Kultur". Die Vision einer fächerübergreifenden Kulturwissenschaft ist zu wünschen, gegenwärtig aber nur unter Vorbehalten zu verwirklichen).

11 Hartmut Böhme, Kulturwissenschaft, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Bd. II, Berlin New York 2000, S. 356-359.

12 Doris Bachmann-Medick (Hrsg.), Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft, Frankfurt am Main 1996.

13 AN, d.i. Ansgar Nünning, Eintrag „Kulturwissenschaft", in: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie, hrsg. von Ansgar Nünning, Stuttgart, Weimar 1998, S. 299.

14 Gisela Welz, StreetLife. Alltag in einem New Yorker Slum, Frankfurt 1991; Joachim Schlör, Nachts in der großen Stadt. Paris, Berlin, London 1840-1930, München/Zürich 1991; Barbara Lang, Unter Grund. Ethnographische Erkundungen in der Berliner U-Bahn, Tübingen 1994; dies, Mythos Kreuzberg. Ethnographie eines Stadtteils (1991 – 1995), Frankfurt/M. 1998.

15 Thomas Hengartner, Forschungsfeld Stadt. Zur Geschichte der volkskundlichen Erforschung städtischer Lebensformen, Berlin, Hamburg 1996; Paul Hugger, Die Stadt. Volkskundliche Zugänge. Mit einer Projektskizze von Gabriele Muri und Fotografien von Jacques Ritz, Zürich 1996; Thomas Scholze, Im Lichte der Großstadt. Volkskundliche Erforschung metropolitaner Lebensformen, Wien, St. Johann 1990; Waltraut Kokot/ Bettina C. Bommer (Hrsg.), Ethnologische Stadtforschung. Eine Einführung, Berlin 1991. Zu einer europäischen Perspektive vgl. Berliner Blätter, Heft 17/1999, Transformation des Städ-

Im politischen Engagement liegt wohl der hauptsächliche Unterschied zwischen *Cultural Studies* und Kulturwissenschaften: "Die kritische Auseinandersetzung mit Marginalität, Diskriminierung und damit korrespondierenden Selbst-Bildern ist ein wesentlicher Topos der Cultural Studies und bestimmt ihr eigentliches, ihr politisches Credo."[16] Sie sind, mit einem der wichtigsten Theoretiker der Cultural Studies, Lawrence Grossberg, gesprochen „interventionistisch"[17] und versuchen, theoretische Arbeit - etwa über die Funktion der Straße in den Städten - in politische Praxis zur ‚Eroberung der Straße' für die Unterdrückten zu übersetzen. Die unterschiedliche Entstehungsgeschichte hat auch dazu geführt, dass die beiden Bereiche tendenziell – so ganz eindeutig sind die Unterschiede nicht – mit verschiedenen Methoden arbeiten: „Während wesentliche Strömungen der Kulturwissenschaft, die um Schlüsselthemen wie ‚Gedächtnis', ‚Symbol', ‚System' und ‚Medialität' zentriert sind, sich oft philologischer, hermeneutischer und historiographischer Methoden bedienen, geht es in vielen Arbeiten der *Cultural Studies* um die Analyse von Diskursen und kulturellen Praktiken, ohne dass dem historischen Kontext im eigentlichen Sinn allzu viel Mühe zugeeignet wird."[18]

Gerade in Deutschland, wo die Erinnerung an Nationalsozialismus und Holocaust immer präsent ist und die Forschung mit bestimmt, stehen Fragen von Gedächtnis und Erfahrung im Mittelpunkt kulturwissenschaftlicher Forschung. Sie befasst sich deshalb häufig mit den Ursachen des Zivilisationsbruchs, und sie sieht auch die Stadt als einen wesentlichen Schauplatz nicht allein der historischen Ereignisse, sondern auch ihrer Bearbeitung etwa in Denkmalen, Gedenkstätten oder Feierlichkeiten.[19] Sie stellt auch häufig „die dem Gedächtnis verwandten Fragen nach dem Archiv und seinen Speicherlogiken". „So verfügen die Kulturwissenschaften über einen Sinn für Geschichte, Gedächtnis und Tradition, der den Cultural Studies zumeist fehlt, und die Cultural Studies wissen um die theoretische und politische Kraft der gelebten Erfahrung von gesellschaftlicher Marginalisierung"[20], während ein „vom Sozialen abgekoppelter ‚Kulturalismus'" Gefahr laufen kann,

tischen. Stadtethnologie in Europa.

16 Musner 2001, S. 263.

17 Lawrence Grossberg, Was sind Cultural Studies?, in: Karl H. Hörning/ Rainer Winter (Hrsg.) Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung, Frankfurt am Main 1999, S. 55.

18 Musner 2001, S. 265.

19 Auch meine Habilitationsschrift ist davon geprägt; vgl. Joachim Schlör, Das Ich der Stadt. Debatten über Judentum und Urbanität, 1822-1938, Göttingen 2005. Ich beziehe mich im vorliegenden Text immer wieder auf Überlegungen in dieser Arbeit. Auch ergeben sich unvermeidliche inhaltliche Überschneidungen mit der Druckfassung meines Potsdamer Habilitationsvortrags vom 23. April 2003: „Dinge der Emigration. Eine Projektskizze", in: Exilforschung. Internationales Jahrbuch, Stuttgart 2006 (im Druck).

20 Musner 2001, S. 269.

„die Rede über Geschichte, Gesellschaft und Politik nur mehr *in terms of culture* stattfinden“ zu lassen und somit „‚Kultur’ abseits von oder gar gegen ‚Gesellschaft’ verhandelt“ wird.[21]

Kulturwissenschaft fragt danach, welche *Bedeutung* bestimmte Kulturgüter für eine bestimmte soziale Gruppe oder für einzelne Akteure haben, in welche *sozialen Gebrauchsweisen* die Dinge eingebettet wurden, welche *Kontexte* „auf diese Weise generiert, transformiert bzw. reproduziert“ werden. Dabei ist wichtig festzuhalten, dass sich in den Gesellschaften und den Straßen und Städten, die wir untersuchen, Akteure und soziale Gruppen nicht nur ‚antagonistisch gegenüberstehen’ – auf diesem Feld des Dissens’ bewegen sich vorzugsweise die Cultural Studies –, sondern dass sie auch „Bedeutungen und Vorstellungen miteinander teilen“: Kulturkonflikt und Kulturkontakt sind Thema da, wo sie sich ereignen, eben beispielsweise in der Stadt. Diese Spannung bildet „einen Grundpfeiler der am Verstehen von Erzählungen, Bildern, Klängen und materiellen Symbolträgern interessierten Kulturwissenschaften“.[22]

Kulturwissenschaft und Stadtforschung

Zunächst ist wohl festzuhalten, dass kulturwissenschaftliche Stadtforschung nicht bloß eine weitere Einzeldisziplin neben die Stadt- und Urbanisierungsgeschichte, die Stadtsoziologie oder die Stadtvolkskunde stellen will. Sie ist vielmehr von vornherein und systematisch interdisziplinär angelegt. Wir sehen mit Derek Fraser und Anthony Sutcliffe „the city as a location for historical study particularly well-suited to inter-disciplinary analysis“, und wir sehen „urban history as a great forum of the historical sciences, a ‚central place‘ at which an unusually large variety of disciplines, interests and tendencies could converge“[23]. Stadtforschung könnte zu einem geeigneten Forum werden, auf dem auch andere Fragen, die für die Kulturwissenschaften von Interesse sind, in einem größeren Kontext erforscht und diskutiert werden. Im besten Fall entstehen so Studien, in denen nicht nur *Themen* wie „Großstadt und jüdische Kultur“ oder „Großstadt und Migration“, sondern auch die Methoden zu ihrer Erforschung und die jeweiligen Darstellungsformen miteinander in Dialog kommen.

In ihren methodologischen Überlegungen zu „The City and the Disciplines“ schreiben William Sharpe und Leonard Wallock: „What is the modern city? How

[21] Wolfgang Kaschuba, Kulturalismus oder Gesellschaft als ästhetische Veranstaltung?, in: Ästhetik & Kommunikation 100 (1998), S. 93-97; hier S. 94.

[22] Musner 2001, S. 269.

[23] Derek Fraser/ Athony Sutcliffe (Hrsg.), The Pursuit of Urban History, London 1983, S. XI, IX.

are we to define it? Many traditional disciplines have had to make room for the city as a subtopic of increasing importance – city literature and painting, urban psychology, sociology, and history. In the past few decades a new multidisciplinary field, urban studies, has attempted to integrate this knowledge."[24] Die beiden Autoren zeichnen die Geschichte der Stadtforschung nach und kommen bald bei der *Chicago School of Sociology* und ihrer Suche nach einem „urban state of mind" an; die Gedankenwelt dieser im Journalismus geschulten, aber auch zugleich von Georg Simmel (und von Oswald Spengler) beeinflussten Soziologie wurde von Rolf Lindner nicht nur dargestellt, sondern mit eigenen Forschungen weitergeführt.[25] Zuletzt hat Lindner mit einer studentischen Arbeitsgruppe am Institut für Europäische Ethnologie der Berliner Humboldt-Universität einige der fast vergessenen stadtethnographischen Texte von Henry Mayhew („London Labour and the London Poor") übersetzt und die „Zivilisierung der urbanen Nomaden" von London historisch neu eingeordnet.[26] Traditionell hat die Stadtethnographie eine hohe Aufmerksamkeit für Quellen und Resultate internationaler Forschung.

Von hier aus sind allerdings sehr unterschiedliche Forschungsansätze möglich. Der zentrale Unterschied liegt meines Erachtens derzeit weniger zwischen (nach Ulf Hannertz) einer „Anthropology of the City" und einer „Anthropology in the City", sondern in der unterschiedlichen Bedeutung, die den städtischen Realien zugemessen wird. Was in der neueren kulturwissenschaftlichen Forschung häufig als ‚Stil' und ‚Zeichensystem', als – lesbarer? – ‚Text' und als ‚Konstruktion' verstanden wird, scheint mir bei aller Flüchtigkeit des Gegenstandes - Sharpe/Wallock: „the artificial, the transitory, the vibrantly colourful, the melancholy" - doch immer noch mit der handfesten Realität der Stadt verbunden. Sie ist die Produzentin zugleich und die Reflektorin des modernen Bewußtseins in der Kunst, sie ist den einen ‚Babel', den anderen ‚Jerusalem', sie ist ein Spiegel unserer unterschiedlichen Wahrnehmungen, sie ist ein Palimpsest – und noch vieles mehr. Aber sie ist auch eine Stadt!

Wendet man die Fragestellung einmal um und fragt – wie Lutz Musner vom IFK Wien –, warum (und wie) Kulturwissenschaften Stadtforschung betreiben sollten, sieht die Antwort ein bisschen anders aus, und Stadtforschung erscheint als Mittel zum größeren Zweck „...die Wechselwirkungen von Industrialisierung, Kapi-

[24] William Sharpe/ Leonard Wallock (Hrsg.), Visions of the Modern City, Baltimore(1987, S. 2.

[25] Rolf Lindner, Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage, Frankfurt/M. 1990; ders., Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung, Frankfurt/M. 2004.

[26] Rolf Lindner (Hrsg.), Die Zivilisierung der urbanen Nomaden. Henry Mayhew, Die Armen von London und die Modernisierung der Lebensformen. Berliner Blätter, Sonderheft 35/2005; Die Costermonger. Ethnographie einer Subkultur im viktorianischen London, nach Henry Mayhew. Annotierte und kommentierte Ausgabe. 4 Hefte, Berlin 2003-2005.

talisierung, Technologieentwicklung, Architektur, Medien und Literatur auf die ihnen eingeschriebenen kulturellen Bedeutungen hin zu untersuchen". Im einzelnen würde das heißen, „gedächtnispolitische Zusammenhänge ebenso studieren wie die Wirkungen der Medienumbrüche und die Überformung der Gutenberggalaxis durch audiovisuelle Medien und die rezenten Techniken des Cyber-Zeitalters." Ausgangspunkt ist die Vorstellung von der (großen) Stadt als Zeichensystem: „Metropolitane Images, Traditionen und Signaturen können sowohl text- und literaturwissenschaftlich wie auch historisch-anthropologisch als kumulative Text- und Bildspeicher interpretiert werden, in denen sich kollektive Erfahrungen der Stadtbewohner/innen sedimentieren und als verdichtete und multipel codierte Zeichen- und Bildvorräte ihrerseits menschliches Verhalten und kulturelle Orientierungen in der Stadt beeinflussen." Dabei sei es, so Musner, den Kulturwissenschaften daran gelegen, „die Zeichen, Töne und Bilder, die eine konkrete Stadt konstituieren, als Artikulationen ihrer Repräsentation zu analysieren (…), es geht ihnen vor allem darum zu verstehen, wie sich soziale Schichtungen und ethnische Differenzen, Macht- und Geschlechterverhältnisse sowie wirtschaftliche Ungleichheiten in Bedeutungen und Sinnzusammenhänge ‚übersetzen' und dieserart eine zunächst abstrakt erscheinende zu einer empirisch erlebten Stadt machen." Das ist die entscheidende Bruchstelle: „Den Kulturwissenschaften ist somit daran gelegen, jene Prozesse zu beschreiben und zu erklären, die die materiale Struktur einer Stadt in jene symbolische Gestalt verwandeln, die den urbanen Lebenswelten erst ihre Identität und ihren kulturellen Zusammenhalt verleiht (…), Stadtkulturen und die Kulturen (in) der Stadt als die symbolische Ausformung des Sozialen zu begreifen." Der Zugang richtet sich auf die performative Seite städtischen Lebens, „die zeitgenössischen Metropolen sind Bühnen, auf denen sowohl die klassischen Demarkationen von Massenkultur und Profanität gegen Ästhetizismus und Authentizität gespielt wie die Travestie einer die Systemgrenzen sprengenden Popularkultur inszeniert wird." Die Metropole erscheint „als der Generator von modernen Lebens-, Denk-, Kunst und Konsumstilen".[27]

In ihrem aus einer Hamburger Tagung hervorgegangenen Überblick „Kulturwissenschaftliche Stadtforschung" nennen Thomas Hengartner, Waltraud Kokot und Kathrin Wildner die Stadt einen „Verdichtungsraum sozialer Prozesse und kultureller Entwicklungen"; die Stadt ist Spiegel oder Brennpunkt allgemeiner Entwicklungen, die sich hier ‚verschärft' oder zugespitzt ausprägen.[28] Ethnologie

[27] Lutz Musner, Warum sollen die Kulturwissenschaften Stadtforschung betreiben? Zum neuen IFK Schwerpunkt „Metropolen im Wandel", in: dérive, Zeitschrift für Stadtforschung, Nr. 5 (September 2001), S. 17.

[28] Thomas Hengartner/ Waltraud Kokot/ Kathrin Wildner, Das Forschungfeld Stadt in Ethnologie und Volkskunde, in: dies. (Hrsg.), Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme, Berlin

und Volkskunde fragen – vor dem Hintergrund zunehmender Komplexität urbaner Gebilde und wachsender Differenzierung städtischer Lebensformen – „nach Prozessen der Wahrnehmung und Aneignung städtischer Umwelt". Die Autoren zeichnen den Prozess nach, in dem sich der Schwerpunkt stadtethnologischer Arbeiten verschoben hat: „Von der Untersuchung als abgeschlossen wahrgenommener räumlicher Einheiten" – ausgehend von den Arbeiten der Chicago School of Sociology – hin zu Arbeiten, die Fragen überlokaler Entwicklungen, „von Globalisierungsprozessen, transnationalen Beziehungen und der Untersuchung nicht lokal definierter Gruppen" thematisieren. So weitgehend geschieht dies, könnte man etwas sarkastisch kommentieren, dass gegenüber all den ‚überlokalen Kontexten' die konkreten Städte gelegentlich aus dem Blickfeld gerieten. So wurde auch bereits 1990, angesichts der konzeptuellen Auflösung von Begriffen wie ‚Raum' und ‚Ort', von Sanjek „das Ende der Stadtethnologie" ausgerufen, ohne dass sie allzu beeindruckende Anfänge hätte aufweisen können. Größe, Dichte und Heterogenität als zentrale Eigenheiten des Urbanen schienen für die Analyse nicht mehr hinzureichen; ein Begriff der *Urbanität* musste hinzutreten. Immerhin geben die drei Autoren die Stadt noch nicht ganz verloren: „Hier verdichten und konzentrieren sich zudem Prozesse von Veränderung, Vernetzung und der Entstehung neuer kultureller Formen in besonderem Maße. Ebenso wie soziale und ökonomische Bedingungen wirken die sinnlich wahrnehmbare materielle Realität von Städten, ihre gebaute Struktur, Gerüche und Geräusche auf die Erfahrungen und Handlungen ihrer Bewohner. Wahrnehmung, Bewegung, Kommunikation, Arbeiten und Wohnen in der Stadt stehen in unmittelbarer Beziehung zu dieser physischen Umwelt."

Daraus entsteht Urbanität „..als Kategorie, die einerseits von Wahrnehmungen und Erfahrungen in städtischen Räumen geformt wird" und sich „andererseits wiederum in vielfältiger Weise auf Wahrnehmungen, Bewertungen, Handlungen und soziale Organisation auswirkt". Drei „Qualitäten" stehen dabei im Vordergrund und bieten Stoff für Forschungen. Zunächst die *Materialität* der Stadt: Asphalt, Straßen, Stadtgestalt; dann die *Stadt-Räume*, Wahrnehmungen, Grenzziehungen; schließlich *Bewegungen und Begegnungen* in diesen städtischen Räumen. Was die Lektüre dieser einführenden (sozusagen bodenlosen) Arbeiten so schwerfällig macht, ist wohl einfach Resultat dieser Anstrengung, die eigene – von außen immer ein bisschen angezweifelte – ethnologische Wissenschaft dadurch zu rechtfertigen, dass die eigentliche Forschung, die doch den Kern des Unternehmens darstellen sollte, durch einen Wald von theoretischen Einleitungen und methodischen Überlegungen umstellt wird. Ethnologische Stadtforschung hat, nach Wolfgang Ka-

2000, S. 3-18; hier S. 3. Die folgenden Zitate, sofern nicht anders angegeben, sind alle aus diesem Text.

schuba, zwei Schwerpunkte. „Im Vordergrund stehen mittlerweile Fragen nach der Stadtgesellschaft als Ort sozialer Praxis und nach der kulturellen und symbolischen Ordnung dieses Raumes“, genauer:

- „einerseits eine Ethnologie der Stadt, de la ville, of the city“, [hier] „wird die Stadt gleichsam als historischer Akteur betrachtet, als ein Konstrukt aus Geschichte, Architektur, Raum, Bildern, Menschen, Erinnerungen. Aus Bildern und Erinnerungen insbesondere, die in historischen und politischen, in literarischen und künstlerischen Zusammenhängen produziert wurden, die damit Mythen, Imaginationen und Symbole begründeten und dadurch wiederum zurückwirkten auf die Städte selbst, auf ihre Mentalität und Atmosphäre, also auf ihre empirische Realität.“

- andererseits „eine Ethnologie in der Stadt, dans la ville, in the city“, [sie] „beschäftigt sich mit Menschen und Gruppen als sozialen Akteuren, als Gestaltern urbaner Lebenswelten und Lebensformen“. Sie ist also ein Blick nach innen, bei dem vor allem die sozialen und kulturellen Mikrostrukturen, die Beziehungsnetze und Beziehungsformen, die Alltagsroutinen und Festfiguren interessieren, in denen sich städtische ‚Vergesellschaftung’ und ‚Vergemeinschaftung’ vollziehen.

Ethnologische Stadtforschung erweitert den Begriff einer ‚Stadt als Text’[29] – „Sinngebungen und Bedeutungen, die durch Geschichte, Architektur und kollektive Erinnerung in die Stadtlandschaft eingeschrieben sind“ (Kaschuba) – hin zu einer Lesart und Vorstellung der „Stadt als Raum kultureller Praxis“, sie fragt danach, „wie ‚urbaner Raum’ zu ‚sozialem Ort’ wird, zu Lebenswelt, zum Feld sozialer Interaktion und kultureller Repräsentation – daher die Hinwendung „auf die Akteure und Praxen urbaner Kulturen“ und auf „das Dynamische städtischer Gesellschaft“.[30] In einem weiteren Schritt, den wiederum Rolf Lindner dokumentiert, werden generelle Fragestellungen der neuen Kulturwissenschaften in produktiver Weise auf die Stadtforschung übertragen; Lindner analysiert etwa nach Pierre Bourdieu den ‚Habitus der Stadt’: im Selbstbild, im Fremdbild, im ‚Interdependenzverhältnis’ zu anderen Städten, und er entwickelt ein Projekt über „Städte als Geschmackslandschaften“, in dem eine traditionelle urbane Kulturgeographie etwa um eine „Geographie der Image produzierenden Industrien“ erweitert wird[31] – eine Konzeption, die bei einer Tagung des IFK Wien im Frühjahr 2004 mit einigem Erfolg umgesetzt wurde: Wie funktioniert „das neue Moskau“? Wie präsentiert sich

[29] Manfred Smuda (Hrsg.), Stadt als Text, Bielefeld 1992.

[30] Wolfgang Kaschuba, Perspektiven ethnologischer Stadtforschung, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte (IMS) 1/2002, S. 84-86.

[31] Rolf Lindner, Der Habitus der Stadt. 3 Figuren im Text, in: Petermanns Geographische Monatshefte, 147, 2003/2, S. 45-53; vgl. Alan Scott, The Cultural Economy of Cities. Essays on the Geography of Image-Producing Industries, London/New Delhi 2000.

VW in den neuen Bundesländern? Wie arbeitet Berlin am Gedenken an die (verschwundene) Mauer?

Gerade im Begriff und in der inhaltlichen Perspektive von Urbanität liegt wohl eine wichtige Schnittstelle zwischen der kulturwissenschaftlichen und der sozialgeschichtlichen Stadtforschung. In einer der Empirie verpflichteten Kulturwissenschaft wurden in den letzten Jahren Kategorien erarbeitet oder neu bestimmt, die, jenseits von Einwohnerstatistiken und Schichtungstabellen, Fragen nach dem Verhältnis von Menschen und Städten möglich machen: *Straßenleben* und die Nutzung öffentlicher Räume,[32] *Stadt und Hafen* als Zeichen internationaler Begegnung – hier ist etwa das von David Cesarani in Southampton entwickelte Projekt *Port Jews* besonders hervorzuheben[33] – , *Stadt und Grenze* als Zeichen unsicherer Existenz[34] oder auch *Stadt und Vergnügungsort* [35]– was zunächst nur additiv erscheint, kann zum spannungsreichen, offenen Untersuchungsfeld werden: Welche Rolle spielen Straße und Markt, Hafen oder Grenze im städtischen Bewegungs- und Koordinatensystem, und wie nutzen die unterschiedlichen Gruppen von Stadtbewohnern diese Wege und Räume? Welchen Platz nehmen sie in diesem städtischen Netzwerk von Beziehungen, Begegnungen und Konfrontationen ein? Welches ‚Verhältnis' zwischen Menschen und Städten entwickelt sich, und wie wird darüber gesprochen?[36] Wichtige Stadtuntersuchungen der letzten Jahre von Claudio Magris, Karl Schlögel oder Richard Sennett – sämtlich nicht in einer engen Disziplin gefangen, sondern offen für interdisziplinären Austausch[37] – haben wohl deutlich

[32] Bernd Jürgen Warneken (Hrsg.), Massenmedium Straße. Zur Kulturgeschichte der Demonstration, Frankfurt/M., New York 1991; Gisela Welz, StreetLife. Alltag in einem New Yorker Slum, Frankfurt/M. 1991; Zeynep Celik, Diane Favro, Richard Ingersoll (Hrsg.), Streets. Critical Perspectives on Public Space, Berkeley etc. 1994.

[33] David Cesarani (Hrsg.), Port Jews. Jewish Communities in Cosmopolitan Maritime Trading Centres, 1550-1950. Jewish History and Culture, vol. 4, no. 2, Winter 2001, London 2001.

[34] Hier zeichnen sich Perspektiven einer neuen Zusammenarbeit mit dem ebenfalls im Umbruch befindlichen Feld der Migrationsforschung ab; vgl. z.B. Marita Krauss/ Andreas Gestrich (Hrsg.), Migration und Grenze, Stuttgart 1999.

[35] Regina Bittner (Hrsg.), Urbane Paradiese. Zur Kulturgeschichte modernen Vergnügens, Frankfurt/M., New York 2001.

[36] Unverzichtbar noch immer ist Gottfried Korff, Mentalität und Kommunikation in der Großstadt. Berliner Notizen zur ‚inneren Urbanisierung', in: Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung, hg. im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde v. Kohlmann, Theodor/Bausinger, Hermann, Berlin 1985, S. 343-361.

[37] Angelo Ara/ Claudio Magris, Triest, eine literarische Hauptstadt in Mitteleuropa. München, Wien 1987; Karl Schlögel, Moskau lesen, Berlin 1984; ders., Jenseits des großen Oktober. Das Laboratorium der Moderne. Petersburg 1909-1921, Berlin 1988; Richard Sennett, Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds, Frankfurt/M. 1991; ders., Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation, Berlin 1994.

gemacht, dass die Städte auch „aus Papier“ sind, dass die ‚Lektüre’ der Städte deshalb so schwierig ist, weil sich Bilder, Vorstellungen, Beschreibungen und Zuschreibungen über die Realität der jeweiligen Stadt gelegt haben. Aber sie sind eben nur *auch* aus Papier. Es gibt auch Häuser und Straßen und Fabriken, es gibt erkennbare und analysierbare soziale Differenzierungen und ihre topographischen Ausdrucksformen – und es gibt nicht zuletzt Menschen, die in den Städten interessante Leben führen.

„Ausgangspunkt meiner Überlegungen“, schreibt Johanna Rolshoven, „ist zunächst einmal die Schwierigkeit des Stadterforschens. Damit ist zum einen die Komplexität der Erscheinungen gemeint, mit denen wir es zu tun haben (…), zum anderen aber auch die Empfindung der Unzulänglichkeit der Begriffe in Anbetracht der zu beschreibenden Realität.“[38] So ist das eben, wäre man versucht zu seufzen. Dabei zeigt gerade Rolshovens Beitrag zu Hengartners Sammelband, der von „Übergängen und Zwischenräumen“ handelt, welches Potential kulturwissenschaftliche Stadtforschung entwickeln kann. Es geht darin um das Dazwischen, das *inbetween*, es geht vor allem um einen Entwurf von Stadtforschung, „in dem die für die Stadt so zentrale Kategorie der Bewegung eine besondere Berücksichtigung erfährt.“[39] Gibt es nur ‚Orte’ und ‚Nicht-Orte’ (nach Marc Augé)?[40] Oder nicht auch etwas ‚dazwischen’? Gibt es nur ‚privat’ und ‚öffentlich’? Oder nicht auch etwas ‚dazwischen’? Die „(einzig) legitime ethnologische Perspektive“, so Rolshoven, sei die „der Menschen, die die Orte im Stadtraum nutzen“ – aus dieser Perspektive „erhalten die Orte ihren Sinn erst durch die Ortsveränderung, durch den Raum zwischen zwei Orten, den Übergang oder den Zwischenraum“.

Schriften an der Wand

Während eines Aufenthalts als fellow am IFK Wien 2003 habe ich nach einer Möglichkeit gesucht, das Angenehme eines Wiener Frühlings mit dem Nützlichen eines Forschungsprojekts zu verbinden. Meine Berliner Spaziergänge führen immer wieder zu den zahlreichen, vielfältigen und oft sehr originellen künstlerischen und schriftlichen ‚Markierungen’ an Häuserwänden, auf Baustellenzäunen und den improvisierten Galerien der selbsternannten Berliner Stadt-Intendanten. Was würde an Wiener Wänden stehen? Zunächst kam die große Ernüchterung, die Wiener In-

[38] Johanna Rolshoven, Übergänge und Zwischenräume. Eine Phänomenologie von Stadtraum und ‚sozialer Bewegung’, in: Hengartner u.a. (Hrsg.), Kulturwissenschaftliche Stadtforschung (wie Anm. 28), S. 107-122; hier S. 107.

[39] Ebd.

[40] Marc Augé, Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit, Frankfurt/M. 1994.

nenstadt ist sauber aufgeräumt, Graffiti werden schnellstens beseitigt, und die Zahl der Wiener Graffitiforscher überwiegt inzwischen fast die Zahl der Sprayer. Aber in den Außenbezirken findet sich doch einiges – eine gute Ausrede für immer ausgedehntere Spaziergänge. Die kulturwissenschaftlich formulierte Vorstellung lautet: Städte seien – zumindest auch – Texte und man könne sie, oder in ihnen, lesen. Da ich vorhatte, Wien in einer gewissen Weise zu ‚lesen', begab ich mich zunächst einmal auf die Suche nach der Spur dieser Vorstellung.

Es ist ja fast erschütternd zu sehen, wie umstellt wir von Texten sind. Wenn ich den Satz ausspreche, „ich gehe in der Stadt", habe ich einen Text von Michel de Certeau bei mir.[41] Wenn ich fotografiere, fallen mir die Texte zur Stadt- und Straßenfotografie ein. Wenn ich gar „Wien" sage, bewege ich mich in der Umgebung einer Fülle von Wien-Texten, Wien-Liedern, Wien-Beschreibungen. Ich habe die Wien-Bücher von Dietmar Grieser gelesen, also literarische Wegweiser zu Häusern und Plätzen in der Stadt, ich habe David Vogels „Ehe in Wien" gelesen, ein grausam-schönes, verletztes und verletzliches Buch, im Original Hebräisch geschrieben, dessen Hauptfigur andauernde, verzweifelte Wiener Gänge unternimmt, ich habe „Die Fackel im Ohr" und das „Augenspiel" von Canetti gelesen, und auch der junge und noch nicht ganz so eitle Canetti streift stundenlang durch die Gassen der Stadt. Ich hatte zudem ein weiteres, etwas seriöseres Projekt im Hinterkopf: eine Neuauflage des Buchs „Großstadtbenehmen" von Georg Schall, erschienen in Wien 1913, eine Anleitung für die Wiener, wie man Bewohner einer modernen Stadt werden und sich darin entsprechend ‚modern' verhalten kann.

Also: ‚Stadt lesen'. Wie in so vielen Fällen, scheint auch hier am Beginn eher Stadtkritik und Skepsis zu stehen, und nicht die Begeisterung. In Oswald Spenglers *Untergang des Abendlandes* ist weniger von Schrift als von *Sprache* die Rede: „Die neue Seele der Stadt redet eine neue Sprache, die sehr bald mit der Sprache der Kultur überhaupt gleichbedeutend wird. Das freie Land mit seinen dörflichen Menschen ist betroffen; es versteht diese Sprache nicht mehr; es wird verlegen und verstummt. Alle echte Stilgeschichte spielt sich in Städten ab. Es ist ausschließlich das Schicksal der Stadt und das Erleben städtischer Menschen, das in der Logik sichtbarer Formen zum Auge redet. (…) Vor allem ist es ‚das Gesicht' der Stadt, dessen Ausdruck eine Geschichte besitzt, dessen Mienenspiel beinahe die Seelengeschichte der Kultur selbst ist."[42] Hier gilt die Vorstellung, eine Stadt würde sprechen, vor allem mit ihrer äußeren Gestalt, die sich von der Gestalt der Landschaft in ihrer Lautstär-

[41] Michel de Certeau, Die Kunst des Handelns: Gehen in der Stadt, in: Karl H. Hörning/ Rainer Winter (Hrsg.), Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung, Frankfurt am Main, Suhrkamp1999, S. 261-291.

[42] Oswald Spengler, Der Untergang des Abendlandes. Neubearbeitung 1922, zit. München 1969, S. 664.

ke unterscheidet; „Und nun die laute Formensprache dieser großen Steingebilde, wie sie die Stadtmenschen selbst, ganz Auge und Geist, im Widerspruch zur leiseren Sprache der Landschaft, in ihre Lichtwelt hineinträgt! Die Silhouette der großen Stadt, die Dächer mit ihren Schornsteinen, die Türme und Kuppeln am Horizont! Welche Sprache redet ein Blick auf Nürnberg und Florenz, auf Damaskus und Moskau, auf Peking und Benares!“[43] Wir wissen, wie es bei Spengler weitergeht: Die Weltstadt steht *am Ende* „des Lebenslaufes einer jeden großen Kultur“, der helle Schein, den sie aussendet, ist nur die erste Ankündigung ihres schließlichen, unvermeidlichen Untergangs. Sie vernichtet am Ende sich selbst.

Zeitgenosse von Spengler: Siegfried Kracauer. Eine interessante Gegenüberstellung, ihre „krisendiagnostischen Schriften“ sind zumindest Gegenstand von Seminaren, wie google getreulich dokumentiert, ich weiß aber nicht, ob schon einmal jemand den Versuch einer ausführlichen Gegenlektüre unternommen hat. Kracauers Buch *Die Angestellten* wurde von Walter Benjamin rezensiert, die Besprechung endet mit den Worten: „So sehen wir einen Lumpensammler frühe im Morgengrauen, der mit seinem Stock die Redelumpen und Sprachfetzen aufsticht, um sie murrend und störrisch, ein wenig versoffen, in seinen Karren zu werfen, nicht ohne ab und zu einen oder den anderen dieser ausgeblichenen Kattune ‚Menschentum’, ‚Innerlichkeit’, ‚Vertiefung’ spöttisch im Morgenwinde flattern zu lassen.“[44] Dirk Niefanger benutzt dieses Zitat von Benjamin, um Kracauers Arbeitsweise zu beschreiben. Der genaue Blick des ‚Lumpensammlers’ Kracauer sucht nicht nach einer ‚Wirklichkeit’, sondern „nach den Konstruktionen der Wirklichkeit, nach Wirklichkeits*texten*. Es gilt, die gesellschaftlichen Phänomene zu sammeln und *zu lesen*: Kracauers Projekt ist die Lektüre der Gesellschaft *als Text*. Er bringt dafür Literatur und soziologische Forschung in ein neues Verhältnis zueinander, „seiner literarisierten Soziographie steht eine soziologisierte Literatur gegenüber“.[45] Die Realität wird, wie in den klassischen Reportagen, „zur textuell vermittelten Sensation“ – aber nicht Reportage ist hier die gewählte Form, sondern Montage. Das Allgemeine wird an seinen Möglichkeiten dargestellt, die ‚Essentials’ entstehen aus dem Mosaik, das ‚Sinn’ konstruiert: Zitate, Gespräche, Beobachtungen, Fälle, die Geschichten erzählen – Bruchstücke. Die Darstellung ist „vom Alpdruck der Vollständigkeit entlastet“. Der Gegenstand wird literarisiert; die Realität, die im Text entsteht, „ist eine poetische“. Sie ist poetisch erdacht und setzt ‚nur vorläufig’ Sinn.

[43] Ebd., S. 665.

[44] Walter Benjamin, Gesammelte Schriften, hrsg. v. Rolf Tiedemann u.a. Band III, Frankfurt am Main 1972, S. 225.

[45] Dirk Niefanger, Gesellschaft als Text. Zum Verhältnis von Soziographie und Literatur bei Siegfried Kracauer, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Stuttgart 1999, S. 162-180, hier S. 162.

Kracauer schreibt selbst in seinem Feuilleton „Die Hotelhalle“: „Dem entwirklichten Leben, das die Kraft des Selbstzeugnisses eingebüßt hat, vermag seine ästhetische Formung eine Art von Sprache zu erstatten.“[46] Die so entstehende Wirklichkeit „ist eine Konstruktion“.

Heißt ‚Stadt lesen’ also dies? Mit einer bestimmten literarischen Technik – auch hier bietet sich die Montage an, der ‚Alptraum der Vollständigkeit’ plagt ja die Stadtforscher besonders, und hier wäre eine Ausflucht – wird ein Text erarbeitet, in den bruchstückhaft, fragmentarisch, beispielhaft, Elemente städtischen Lebens, städtischer ‚Wirklichkeit’, eingefügt werden. Bekanntestes Beispiel dafür wäre Döblins „Berlin Alexanderplatz“, aus der jüngeren Literatur wäre Steven Millhausers *Martin Dressler: The Tale of an American Dreamer* zu nennen. „Der Text schildert historisch genau und detailverliebt die rasante Entwicklung, die Manhattan um die Jahrhundertwende erlebte und die es zum Prototyp der modernen Metropole werden ließ: den Strom der Einwanderer, die rasante urbane Explosion nach Norden in das Gebiet um den Central Park herum, die Revolutionierung des Transportsystems durch die ‚El’ und die erste U-Bahn-Linie, die Revolutionierung der Stadtarchitektur durch Hochhäuser in Stahlträgerbauweise, die Entwicklung moderner Marketingmethoden, z.B. der Imbissrestaurant-Kette und professioneller Werbung.“ Zum Stadt-Roman wird das Buch aber erst durch die Herstellung einer inneren Beziehung zwischen dieser expandierenden Stadt und dem Erleben eines Protagonisten: Martin Dressler „tendiert dazu, zu werden, was er betrachtet“. Im Original: „In his blood he felt a surge of restlessness, as if he were a steam train spewing fiery coalsmoke into the black night sky as he roared along a trembling El track.”[47] Was wäre das entsprechende Wien-Bild? Das Klischee hält die Bilder schon bereit, etwa das „Café Zeit-Stop“ oder die schöne Ankündigung auf einem Plakat: „Hier wird Antiquität“.

„Das Bild der Stadt“ von Kevin Lynch erschien zu einer Zeit, als andernorts vor allem von der ‚Unwirtlichkeit’ der Städte gesprochen wurde, 1960 [deutsche Ausgabe 1965] konnte Lynch solche Sätze schreiben: „Die Stadtlandschaft ist u.a. etwas, das man sehen, im Gedächtnis behalten und an dem man sich freuen soll.“[48] Amerikaner, so sagt Lynch in der Einleitung, kennen die Hässlichkeit der Welt, in der sie zu großen Teilen leben; aber sie können sich keinen Begriff davon machen, was dieser ‚Rahmen’ bedeuten kann: „tägliche Freude, einen Ankerplatz für ihr

[46] Siegfried Kracauer, Die Hotelhalle, in: Das Ornament der Masse. Esays, Frankfurt am Main 1977, S. 157.

[47] Zeno Ackermann, Die Auslöschung der Welt. Steven Millhausers Martin Dressler und die Architektur des amerikanischen Traums. [Steven Millhauser: Martin Dressler. The Tale of an American Dreamer. New York: Vintage, 1997]. In: Copas, vol.3 (http://www.uni-regensburg.de/Fakultaeten/phil_Fak_IV/Anglistik/Amerikanistik/copas/index.htm - gelesen am 02.04.03).

[48] Kevin Lynch , Das Bild der Stadt, Berlin, Frankfurt, Wien 1965, S. 7.

Leben – eine ausdrucksvollere und reichere Welt.“[49] Das ist geschickt formuliert: Sie können sich keinen ‚Begriff’ machen, weil sie es nicht gelernt haben, das ‚Bild der Stadt’ zu erkennen und zu verstehen. Man kann es, so Lynch, aber lernen. Auch dafür gab es eine schöne Wiener Entsprechung, ein Schild mit der Aufschrift „Ornamentales Herumgehen“.

Stadt-Bilder und Stadt-Realitäten

Vor der Geschichte der Stadt steht eine Geschichte der Überraschung, wenn man ihrer dann ansichtig wird. Eine Geschichte der Enttäuschung bei denen, die sie verlassen müssen oder auch bei denen, die mit ganz anderen Vorstellungen dort ankommen.[50] Eine Geschichte der Hoffnungen, die sich mit dem Abschied oder der Ankunft verknüpfen. Eine Geschichte der Wörter und Sätze, die einem auf den Straßen der Städte entgegenkommen – und die man ihnen entgegenbringt. Auch eine Geschichte der Textfetzen, die zufällig irgendwo, an einer Hauswand, einem Plakat, einem ‚kommentierten’ Denkmal, zu lesen sind. Der wichtigste Ausgangstext für Straßenlektüre ist Siegfried Kracauers Skizze über den Wartesaal im Arbeitsamt: „Die Raumbilder sind die Träume der Gesellschaft. Wo immer die Hieroglyphe irgendeines Raumbildes entziffert ist, dort bietet sich der Grund der sozialen Wirklichkeit dar.“[51] In den Worten von Neil Leach: „The metropolis therefore lends itself to serve in textual terms as an object of research. It constitutes a series of spatial images – hieroglyphs – which may be deciphered in order to provide access to deeper underlying questions about society.”[52] Es ist also vor allem das Straßen-Bild, das die Aufmerksamkeit der Flaneure wie Franz Hessel und der soziologischen Reporter wie Siegfried Kracauer bestimmt. Für Hessel bilden die „Menschengesichter, Auslagen, Schaufenster, Café-Terrassen, Bahnen, Autos, Bäume lauter gleichberechtigte Buchstaben, die zusammen Worte, Sätze und Seiten eines immer neuen Buches ergeben“[53], Buchstaben eines urbanen Alphabets, das er, im Gehen, zu Wörtern und Sätzen zusammensetzt. Für Kracauer liegt die soziale Reali-

[49] Ebd., S. 11.

[50] Vgl. Joachim Schlör, Tel-Aviv. Vom Traum zur Stadt, Gerlingen 1996; ders.: Sieben Werst von der Hölle. Jüdisches Leben in Odessa., in: Shelly Kupferberg (Hrsg.), Odessa Odessa. Die Stadt und ihr Traum. Eine universale Liebeserklärung aus Berlin, Berlin 1999, S. 9-31.

[51] „Spatial images are the dreams of society. Wherever the hieroglyphics of any spatial image are deciphered, there the basis of social reality presents itself.“ Siegfried Kracauer, On Employment Agencies., in: Rethinking Architecture, ed. Neil Leach, London: Routledge 1997, S. 60.

[52] Neil Leach, Introduction. In: Neil Leach (Hrsg.): The Hieroglyphics of Space. Reading and experiencing the modern metropolis, London and New York, Routledge 2002, S. 1-11; hier S. 2.

[53] Franz Hessel, Spazieren in Berlin.

tät hinter den ‚traumgleichen' Bildern verborgen, die wie Pläne und Reiseführer, wie Gebäude und Straßen, zu den von einer Stadt produzierten Text-Bildern gehören. Diese Text-Bilder sind Gegenstand künstlerischer Auseinandersetzung, in der Bildenden Kunst ebenso wie im Film; sie können aber – und sollten – auch von den an der ‚Kulturbedeutung' interessierten Wissenschaften als Quellen angenommen werden.

Die Frage ist, ob es gelingen kann, die Texte und Zeichen so zu lesen, dass sie uns als Wegweiser in die Realität der Städte dienen können[54]; zu dieser Realität gehört das Auseinanderdriften von Lebensweisen und Lebenserfahrungen in den gentrifizierten Innenstädten einerseits und den (auch medial) an den Rand gedrängten äußeren Bezirken – ‚Mitte' und ‚Wedding' sind eben nicht nur Bilder von Stadt, sondern Signale sozialer Umstände. Ebenso verweisen in Wien die türkischen, kroatischen oder russischen Graffiti auf die Existenz von Lebenswelten der Migranten in der Vorstädten, jenseits von Stephansdom und Ringstraße.[55] Wenn die kulturwissenschaftliche Stadtforschung sich weiterhin und verstärkt dieser Aufgabe zuwendet, wird sie auch für interdisziplinäre Kooperationen mit den traditionellen Gebieten der Stadt- und Urbanisierungsgeschichte zum interessanten Partner. „Der jüngste Ansatz, Kultur als Praxis und nicht als Symbolsystem oder Diskurs zu verstehen", sagt die Historikerin Paula Hyman, „erlaubt der historischen Analyse wieder die Berücksichtigung sozialer Faktoren und konkreter Erfahrung."[56] Kultur als Praxis und als Prozess – damit werden eben die zeitlichen und räumlichen Dimensionen wieder wahrnehmbar, die im Verständnis von ‚Kultur' oder ‚Stadt als Text' verloren gehen. Städte und Straßen verfügen über literarische Gedächtnisse („Hier hat Beethoven gewohnt"), die Tafeln begegnen uns bei den Spaziergängen, eine eigene Literaturgattung der literarischen Reiseführer macht sie zugänglich und erzählt die Geschichten dazu. Städte und Straßen enthalten aber auch Spuren politischer und ökonomischer Geschichte, die nicht ausgeblendet werden sollten.[57] Die Werke der eingangs erwähnten street-artists führen uns oft in unweg-

[54] Kathrin Wildner, Random City Walk als eine Methode der Stadtforschung. In: Nina Möntmann (Hrsg.), 04131- Town Projects. Performance, Sound, Symposium, Berlin 2002.

[55] Michi Knecht (Hrsg.), Die andere Seite der Stadt. Armut und Ausgrenzung in Berlin, Köln 1999; Wolfgang Maderthaner/ Lutz Musner, Die Anarchie der Vorstadt. Das andere Wien um 1900, Frankfurt/M. 1999.

[56] Paula Hyman, Replik auf Susannah Heschel, Jüdische Geschichte und Frauengeschichte., in: Michael Brenner/ David N. Myers (Hrsg.), Jüdische Geschichtsschreibung heute. Themen, Positionen, Kontroversen, München 2002, S. 168.

[57] Bernd Jürgen Warneken (Hrsg.), Als die Deutschen demonstrieren lernten. Das Kulturmuster friedliche Straßendemonstration, Tübingen 1996; vgl. die alltags- und politikgeschichtliche Studie von Thomas Lindenberger, Straßenpolitik. Zur Sozialgeschichte der öffentlichen Ordnung in Berlin 1900 bis 1914, Bonn 1995.

sames, wenig betretenes Gelände, in Randgebiete und Zufluchtsorte einer städtischen Subkultur. Auch ihre Geschichten und Legenden, die „den städtischen Raum heimsuchen“, die sich einlagern und gespeichert werden im historischen Gedächtnis der Stadt, bilden tatsächlich „verbale Relikte“ – Taxinomien, Prädikate – in der Collage Stadt. Und sie verweisen den forschenden Blick auf die dahinter liegenden Themen, die in der Tat unerschöpflich sind wie die große Stadt selbst.

Joachim Schlör, Privatdozent am Historischen Institut der Universität Potsdam, E-mail: schloer@rz.uni-potsdam.de

C E L I N A K R E S S

„Wachsende und schrumpfende Städte – Geschichte – Gegenwart – Zukunft / Growing and Shrinking cities – Lessons from the Past for the Future“

Tagung des AK Planungsgeschichte der GSU, Hamburg 16./17.September 2005

Bis in die jüngste Vergangenheit wurde von Planern und Planungshistorikern vor allem das Wachstum von Städten wahrgenommen. Urbanisierung, Industrialisierung und auch Globalisierung schienen gleichbedeutend mit teilweise enormer städtischer Wachstumsdynamik. Schrumpfungsprozesse, die parallel und teilweise in direktem Zusammenhang mit den Wachstumsvorgängen an verschiedenen Orten und in bestimmten Regionen immer auch auftraten, blieben bis in die jüngste Vergangenheit wenig beachtet oder gänzlich ausgeblendet.[1] Erst das Ausmaß und die Deutlichkeit, mit der die Folgen von demographischer Schrumpfung in weiten Teilen Ostdeutschlands wie auch bereits im Westen sichtbar werden, verleiht diesem Thema hohe Aktualität und allgemeine Aufmerksamkeit.[2] Die in Kooperation mit der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg und dem Institut für Städtebau und Quartiersplanung der TU Hamburg-Harburg von Axel Schildt (Hamburg) und Dirk Schubert (Hamburg-Harburg) vom 16. bis 17. September in Hamburg organisierte, von der Thyssen-Stiftung geförderte 2. Tagung des Arbeitskreises Planungsgeschichte der GSU richtete den Blick parallel auf beide Phänomene und

[1] Für einen Überblick zur Entwicklung historischer Schrumpfungsprozesse siehe: Carsten Benke, Historische Umbrüche – Schrumpfungen und städtische Krisen in Mitteleuropa seit dem Mittelalter, in: Städte im Umbruch – das Online Magazin für Stadtentwicklung, Stadtschrumpfung, Stadtumbau und Regenerierung, Ausgabe 1/ 2004, www.schrumpfende-stadt.de/magazin/0401/2benke.htm, sowie ders., Historische Schrumpfungsprozesse – Urbane Krisen und städtische Selbstbehauptung in der Geschichte, in: Norbert Gestring/ Herbert Glasauer/ Christine Hannemann u.a. (Hrsg.), Jahrbuch StadtRegion 2004/05, Wiesbaden erscheint 10/11 2005.

[2] Sichtbar wird dies u.a. in den Förderprogrammen zum ‚Umbau-Ost', den Projekten und Aktivitäten der Internationalen Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010 mit der Stiftung Bauhaus Dessau sowie dem Initiativprojekt der Kulturstiftung des Bundes ‚Schrumpfende Städte'.

untersuchte „Wachsende und schrumpfende Städte in Geschichte, Gegenwart und Zukunft“.

In seinem Einführungsvortrag machte Axel Schildt (Hamburg) das kontrovers diskutierte Leitbild ‚Wachsende Stadt Hamburg’ zum Ausgangspunkt seiner Darstellung der historischen Perspektive der Stadtentwicklung. Scheint die Stadt Hamburg zunächst angesichts ihrer seit siebzig Jahren nahezu konstanten Einwohnerzahl kaum in das Szenario wachsender und schrumpfender Städte zu passen, konturierte Schildt die historischen Brüche hinter dem demographischen Gleichstand und ließ die Tradition der Wachstumsdebatte im Verlauf des letzten Jahrhunderts deutlich werden. Anschließend wurden in der ersten Themengruppe drei Beiträge präsentiert, die sich mit Ungleichzeitigkeiten von Wachstum und Schrumpfung auseinander setzten. Carsten Benke (Berlin) widmete sich mit einem Sample von kleineren brandenburgischen und mecklenburgischen Städten der vermeintlichen Verliererseite im Differenzierungsprozess des deutschen Städtesystems im 19. Jahrhunderts. Vor dem Hintergrund der Eisenbahnentwicklung arbeitete er jeweils unterschiedliche Gründe für Stagnation und Schrumpfung heraus und lieferte gleichzeitig Beispiele für individuell erfolgreiche Modernisierungswege kleiner Städte, in dem er zeigte, wie es einzelnen Städten gelang, mit neuen Spezialisierungen ihre Entwicklung zu stabilisieren oder sogar zu neuem Aufstieg zu gelangen. Ursula von Petz (Dortmund) unterzog den augenscheinlich linearen Wachstumsprozess des Ruhrgebiets einer differenzierteren Betrachtung. Deutlich wurde, dass die Wachstumsschübe bei der ‚Nordwanderung’ des Ruhrbergbaus immer auch Schrumpfungsprozesse zur Folge hatten. Um die damit einhergehende räumliche und soziale Dynamik zu regeln und auszugleichen, wurden Planungsinstrumentarien entwickelt, verfeinert und auch für den radikalen Umbau angesichts offenkundiger Schrumpfung qualifiziert. Mit der Stadt Garbsen, die 1968 aus einem Großsiedlungsprojekt und zwei Dorfgemeinden gebildet wurde, stellte Christian Heppner (Hannover) das relativ erfolgreiche Beispiel einer westdeutschen Stadtgründung der Nachkriegszeit vor. Er machte jedoch auch die Krisen und Probleme dieses Projekts deutlich, und hob die Wichtigkeit eines schulisch-kulturell ambitionierten Stadtentwicklungskonzepts hervor, mit dem die Stadt Garbsen besondere Identifikations- und Integrationskraft entfalten konnte.

Die zweite Themengruppe fokussierte die Planungsgeschichte des Umgangs mit Schrumpfung. Manfred Kühn (Erkner/ Berlin) fragte nach der Pfadabhängigkeit von Stadtschrumpfung. Während in Brandenburg das Beharrungsvermögen lokaler Eliten den erforderlichen Leitbildwandel und Transformationsprozess nach der Deindustrialisierung Anfang der 1990er Jahre blockierte, gelang es Neuruppin angesichts seines kontinuierlichen Entwicklungspfades als Verwaltungs- und

Dienstleitungsstadt vergleichsweise leicht, seine lokalen Strategien an postindustriellen Standortfaktoren wie Bildung, historischer Stadtkultur, Tourismus und Wasser zu orientieren. Die Transformationskraft des Standortfaktors Bildung und Forschung untersuchte Brigitta Ziegenbein (Weimar) am Beispiel des Wandels der räumlichen Strukturen der Universität Halle, die seit den 1950er Jahren einen Großteil ihrer technologischen Forschungseinrichtungen an den Stadtrand verlagert. Das Beispiel der ‚sozialistischen Stadt' Minsk lenkte den Blick vor allem auf die Stadt-(Um)Land Beziehung im Verlauf eines in rasantem Tempo nachgeholten Urbanisierungsprozesses. Thomas Bohn (Jena) sprach in diesem Zusammenhang von einer „Auswaschung der Dörfer", und der sich komplementär dazu entwickelnden „Verbäuerlichung der Stadt". Celina Kress (Berlin) umriss die Entwicklung der Region Merseburg im Verlauf der letzten 100 Jahre. Den Handlungsmodellen der Wachstumsphase, die vor allem in der Suche nach rationellen Herstellungsmethoden im Massenwohnungsbau bestanden, stellte sie die Strategien der Städte im Umgang mit der seit den späten 1960er Jahren anhaltenden Schrumpfung gegenüber. Diese bestehen in der Suche nach neuen inhaltlichen Leitbildern, der Freilegung historischer Entwicklungspfade und der Pflege des baukulturellen Erbes. Den Paradoxien von Wachsen und Schrumpfen der sozialistischen Stadt in der DDR näherte sich Frank Betker (Aachen) mit dem Hinweis auf die Abhängigkeit dieser Begriffe von Erfahrung und Wahrnehmung. Am Beispiel der Städte Halle und Rostock fragte er nach Ursachen, Entwicklungsparametern, Handlungsspielräumen der Akteure und unterschiedlichen Wahrnehmungsmustern von Wachstum und Schrumpfung. Der Beitrag rückte auch qualitative Aspekte wie Urbanität, räumliche Disparität und soziale Strukturen ins Blickfeld.

„Ihr Pariser seid derart an den Anblick eurer wachsenden Stadt gewöhnt, dass ihr das gar nicht mehr wahrnehmt. (...) Ihr denkt nicht daran, dass es anderswo Städte gibt, die schrumpfen und verfallen." Mit einem eindrücklichen Zitat aus dem Reisebericht Victor Hugos von 1840 über die schrumpfende Stadt Worms versammelte Harald Bodenschatz (Berlin) die Aufmerksamkeit der Konferenzteilnehmer am nächsten Morgen auf die Beiträge der dritten Themengruppe. Der Blick nach ‚anderswo' war allerdings wieder stärker wachstumsdominiert. Axel Priebs (Hannover/ Kiel) beschrieb die Persistenz des Kopenhagener ‚Fingermodells' im Verlauf des letzten halben Jahrhunderts Kopenhagener Stadtplanungsgeschichte. Entwickelt als Leitbild einer wachsenden Stadt, blieb die hohe Integrations- und Überzeugungskraft dieses einfach verständlichen, anthropomorphen Leitbildes auch in Zeiten wirtschaftlicher und demographischer Stagnation erhalten. Dirk Schubert (Hamburg-Harburg) fokussierte Wachstum und Schrumpfung in London. Durch die Analyse der Vorraussetzungen, Strukturmuster und räumlichen Formen

von Entwicklungsprozessen sowie ihrem Zusammenhang mit einer Vielzahl von stadtregionalen Planungen wurden die unterschiedlichen Konjunkturen der Kernstadt und der Suburbanisierung deutlich. Die ganz extremen Wachstumssprünge Shanghais präsentierte Gerd Kuhn (Stuttgart) mit einem differenzierten Blick auf disparate Entwicklungen und Ungleichzeitigkeiten in bestimmten Stadtbereichen (Konzessionsgebiete, Lilong-Quartiere) und verfolgte strukturelle Merkmale und Veränderungen bis auf die Ebene von Haustypologien und einzelnen Architekturelementen. Im Zentrum der Untersuchung von Barbara Schönig (Berlin) stand der Commercial Club in Chicago als wichtigster Akteur der Regionalplanung dieser Stadt. Das private Netzwerk der Business Elite von Chicago veröffentlichte mit dem Metropolis 2020 Plan bereits den zweiten Regionalplan der Stadt. Anhand dieses Beispiels wurden Möglichkeiten und Grenzen zivilgesellschaftlicher Organisationen (z.B. in der Durchsetzung von Nachhaltigkeit) unter marktwirtschaftlichen Bedingungen aufgezeigt. Der Vortrag von Jürgen Pietsch (Hamburg-Harburg) verfolgte abschließend die Entwicklung von der Industrie- zur Wissensgesellschaft und machte die ideologische Prägung von Leitbildkonstruktionen deutlich.

Im Verlauf der von Clemens Zimmermann (Saarbrücken), Christoph Bernhardt (Erkner/ Berlin), Harald Bodenschatz (Berlin) und Axel Schildt (Hamburg) moderierten Diskussionen wurde deutlich, dass sich Kontextualisierung und Historisierung von Schrumpfungsprozessen erst in der Anfangsphase befinden. Vor allem eine verstärkte Beschäftigung mit qualitativen und kulturgeschichtlichen Aspekten sowie mit der medialen Vermittlung und Wahrnehmung von Schrumpfung, eine differenziertere Untersuchung der Ebene der Akteure und der europäischen Perspektive zeichneten sich als Forschungsdesiderate ab.

Für die Planungswissenschaften, die sich in engem Zusammenhang mit der Urbanisierung entwickelt haben, stellt die aktuelle Erfahrung von Schrumpfungserscheinungen gar einen Paradigmenwechsel dar, der neuer Theoriebildung bedarf.

Immer wieder tauchte die Frage nach Steuerungsmöglichkeiten von Wachstum und Schrumpfung sowie nach aktuellen Anknüpfungsmöglichkeiten für Planungsstrategien auf und wurde kontrovers diskutiert. Die trans- und multidisziplinäre Zusammenarbeit, die auch diese Tagung deutlich prägte, wurde allgemein als wichtige Voraussetzungen für die fruchtbare, weitere Arbeit auf diesem Feld bewertet. Einen positiven Ausblick auf mögliche Zukunftsentwicklungen eröffnete der Vorschlag, bei der Auseinandersetzung mit Schrumpfungsprozessen, verstärkt den Begriff der Transformation zu verwenden.

Dipl.-Ing. Celina Kress, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte der TU Berlin, E-mail: celina.kress@tu-berlin.de

U R S U L A P R U T S C H

Das Surplus von Wien. Stadterzählungen zwischen Ikonisierung und Pluralisierung Tagung am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften (IFK) Wien, 20.-22. Januar 2005

Große Städte verfügen über einen Vorrat von Selbst- und Fremdbildern, von ‚Erzählungen' und Images, die als Unterscheidungsmerkmal gegenüber anderen Städten in ökonomischer, politischer und kultureller Hinsicht unverzichtbar sind. Sie können als ein ‚Surplus' der Stadt bezeichnet werden. Es manifestiert sich erstens in ‚master narratives', in identitätspolitisch aufgeladenen formativen Stadterzählungen, zweitens in unmittelbaren Stadtemotionen, die für die alltägliche Bewährung in der Großstadt notwendig sind und zum Sozialisationspaket jedes geborenen oder gelernten Bewohners gehören. Die von Monika Sommer (Wien Museum), Ursula Prutsch (Universität Wien) und Marcus Gräser (Universität Frankfurt am Main) konzipierte Tagung nahm Wien als Beispiel, um diese beiden Varianten des städtischen ‚Surplus' nicht nur in ihrer Besonderheit, sondern vor allem auch in ihrer Wechselwirkung zu untersuchen – denn beide Varianten sind gleichermaßen als ‚symbolic management' zu begreifen, das eine Orientierung in der Stadt und an der Stadt ermöglicht und sie von anderen Städten unterscheidet.

Monika Sommer gab in ihrer Einführung einen Überblick über die Forschung zu Stadt-Narrationen und Stadt-Images und verwies dabei auf das Spannungsfeld, in dem die Tagung stand: Sie bot ein Forum für die wissenschaftliche Reflexion über Wien-Bilder, ihre Rezeption und Reproduktionen. Einen Abriss über Genese und Wandlung der zentralen Wien-Narrative im 20. Jahrhundert bot Wolfgang Madertthaner (Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung, Wien). Er stellte die exklusive (deutschnational und antisemitisch konnotierte) ‚Vaterstadt Wien' in der Imagination des Bürgermeisters Karl Lueger einer stärker inklusiven, wohlfahrtsstädtischen Praxis des ‚Roten Wien' in der Zwischenkriegszeit gegenüber. In beiden Modellen spielen die industriellen Vorstädte eine unterschiedliche Rolle: Während das Luegersche Wien einem vorindustriellen sozialen Ideal anhing und die Vorstädte marginalisierte, hob nicht nur die Praxis der sozialdemokratischen Gemeinde-

verwaltung, sondern auch das Bild vom ‚Roten Wien' die Vorstädte als Orte der Emanzipation und der neuen Wohnungs- und Gesundheitspolitik hervor. Friedrich Achleitner (Architekturhistoriker und Schriftsteller, Wien) beschrieb detailreich die Kleinteiligkeit der Stadtstruktur Wiens, den „Fleckerlteppich", der aus der Vielfalt der Grundherren und ihrer unterschiedlichen Verkaufs- und Entwicklungsstrategien resultierte. Dies hatte eine Mentalität des „Einigelns" in Grätzeln und eine Hypostasierung des kleinen Raums durch unverwechselbare Kennzeichnungen (Lugeck, Fischerstiege, Brandstätte etc.) zur Folge. Trotzdem – oder vielleicht deshalb – blieb die Stadt im Empfinden ihrer Bewohner überschaubar. Mit Räumen der Konsumtion und der imaginären ‚Wiener Geschmackskultur' beschäftigte sich Siegfried Mattl (Universität Wien): Während sich die Dominanz des Einzelhandels in den Hauptgeschäftsstraßen und die Bindung des Konsumentenverhaltens an das Wohnquartier lange behauptet habe, sei mit dem Aufstieg der Fachmärkte und Shopping Malls als ‚Erlebnisräume' am Stadtrand sowie dem Einzug transnationaler Ketten und Labels in die Innenstadt eine Spaltung des Konsumentenverhalten in einen rational kalkulierenden Einkauf und eine „kulturelle Aufladung des Konsums" eingetreten.

Über die fulminante Karriere des Gedächtnisortes „Wien um 1900" sprach Heidemarie Uhl (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien) und hob dabei die unterschiedlichen Wege dieser Stadterzählung in der amerikanischen Geschichtswissenschaft (Carl Schorske), im Ausstellungsdiskurs in Paris und schließlich in Wien selbst hervor. Hier sei die Formierung des Narrativs seit etwa 1980 ohne den Bedeutungsverlust der Türkenkriege als Momentum historischer Identifikation und musealer Praxis nicht zu erklären. Die diskursive und materielle Verfestigung der ‚Musikstadt Wien'-Erzählung seit den 1860er Jahren analysierte Martina Nußbaumer (Universität Graz). Auch wenn ursprünglich das bürgerlich-liberale Milieu der Träger dieses Diskurses gewesen sei, so barg die Identifikation von Stadt und Musik doch ein weit darüber hinaus weisendes Potenzial: Das Image der Musikstadt erlaubt(e) einen schichten- und parteiübergreifenden Konsens und ließ deshalb auch partikulare Codierungsmöglichkeiten zu. Gerade in dieser Narration verschränkte sich die ‚offizielle' Stadterzählung, wie sie auch von der Tourismus-Industrie geformt wurde und wird, mit den privaten Stadt-Emotionen besonders deutlich. Im Anschluss daran wandte sich Klaus Zeyringer (Université Catholique Angers) dem Phänomen Falco, der Pop-Ikone der 1980er Jahre, zu und besprach die zahlreichen Wien-Signale in den Songs, die dem Missverständnis und dem Veralten freilich nicht immer Widerstand entgegen setzen können: Während Falcos Hit „Rock me Amadeus" vor rund zwanzig Jahren eine partielle Ablösung alter Mozartklischees und eine popkulturelle Aufladung des Komponistenbildes bewirkten,

verweist das Marketingkonzept der Wiener Tourismusindustrie für das Mozart-Jahr 2006, ungeachtet der Kennzeichnung Mozarts als „Popstar seiner Zeit", an keiner Stelle mehr auf Falco.

Mit den Konstruktionen Wiens im Genre des Wien-Films der 1930er Jahre beschäftigte sich Ines Steiner (Universität Köln): An vier Beispielen – „Zwei Herzen im Dreiviertel-Takt" (1930), „Leise flehen meine Lieder" (1933), „Maskerade" (1934) und „Silhouetten" (1938) – untersuchte sie die nostalgische und affirmative Präsentation der Stadt im Film und konnte anhand ihres Materials auf die besondere Bedeutung der Musik für das Wien-Image im Film verweisen. Über Wien-Bilder in der österreichischen Literatur der letzten 60 Jahre sprach Daniela Strigl (Literaturwissenschaftlerin und -kritikerin, Wien). Sie analysierte das Spannungsfeld zwischen der offiziösen Präsentation der Stadt und ihrer subjektiv-künstlerischen Wahrnehmung, die – etwa bei H.C. Artmann, Elfriede Jelinek und Thomas Bernhard – zu einer Verkehrung positiver Konnotationen in ihr Gegenteil führe, wobei solche „Ikonographien der Abwertung" inzwischen zur Konvention und zum „Antiklischee" geronnen seien. Neue Facetten zu solchen Bildern fügen Schriftsteller wie Dimitre Dinev hinzu, indem sie etwa das Wien der (illegalen) Immigranten beschreiben. Franz Schuh (Schriftsteller, Wien) sprach über das „Bedeutungsfluidum" Wiens (Wien und Wein) und sah in der Gewährung der „Annehmlichkeiten des Kleinstädtischen", die ohne die Nachteile der Großstadt erlebbar seien, die Ursachen für einen Fluchtimpuls ebenso wie für das ‚Kleben-Bleiben' in der Stadt. Mit den Wien-Bildern österreichischer Emigranten zwischen Sydney und London, New York und Bogotá beschäftigte sich Ursula Prutsch (Universität Wien) und verwies dabei – anhand des Stephansdom-Motivs – auf eine Gemeinsamkeit im Symbolinstrumentarium der unterschiedlichen Milieus von Auswanderern und Emigranten. Die Flüchtlinge vor dem Nationalsozialismus übernahmen oft die Funktion von „Speichern eines Wien-Gedächtnisses", der dabei half, Symbolsysteme zu tradieren und dergestalt eine „Klammer" zwischen dem verloren gegangenen Staat und der Hoffnung auf ein neues Österreich zu bilden. Marcus Gräser (Universität Frankfurt am Main) rückte abschließend die Wien-Erzählungen in einen internationalen Kontext und wies daraufhin, dass sich die unterschiedlichen Images und Narrationen der Stadt nie zu einer ‚Chiffre' gebündelt haben, auf die in der internationalen Debatte und ‚Wertung' der Städte hätte rekurriert werden können: Während etwa Rom, Manchester, Chicago und Paris typische Etappen der Stadtentwicklung und/oder des kulturellen Prestiges repräsentierten und zur Kennzeichnung anderer Städte genutzt wurden („Spreechicago", „Paris des Ostens" etc.), sollte sich keine der Erzählungen und Images von Wien als ‚transportfähig' erweisen: Wien blieb in der internationalen Wahrnehmung einzigartig.

Ein Band mit den Beiträgen der Tagung wird noch in diesem Jahr – ergänzt durch eine essayhafte Darstellung von Stadtemotion einer argentinischen Touristin – bei Turia + Kant in Wien unter dem Titel „Imaging Vienna. Innensichten, Außensichten, Stadterzählungen“ erscheinen.

Ursula Prutsch, Universitätsassistentin für Neuere Geschichte am Institut für Geschichte der Universität Wien, E-mail: ursula.prutsch@univie.ac.at

U R S U L A L E H M K U H L

Binding Forces. Old and New Dimensions of Belonging in the 20th Century Metropolis. USA and Europe in Comparison

First annual conference of the Transatlantisches Graduiertenkolleg Berlin – New York (TGK), 12.-13.6.2005

Large cities, metropolises, on both side of the Atlantic are characterized by an erosion of integrating resources, expressing itself above all in three processes: the fragmentation of urban culture, social and ethnic polarization, and spatial exclusion. These disintegrating developments had a significant impact on urban studies, especially on the concepts, terms and metaphors used to analytically capture the social and cultural processes involved. The research literature talks about the 'divided city', the 'fragmented city', or even about 'endangered urbanity' (Heinz Reif, TU Berlin, Centrum für Metropolenforschung). At the same time we cannot deny that large cities and even metropolitan areas do function. They still are attractive. There is no mass exodus taking place because of unbearable social, cultural, economic, political or ecological problems in metropolitan areas. Hence the question is, what forces do keep large cities, or metropolises alive and functioning.

The organizers of the conference had three possible answers in mind which are reflected in the structure of the conference:

1. Inhabitants of large cities use certain social techniques to cope with the disintegrating forces at work in metropolises, techniques like the formation of networks and clusters.
2. City governments try to counteract the fragmentation process by certain political strategies, e.g. *Standortpolitik* or by fostering urban self-regulation.
3. Cultural industries support certain cultural practices of creating metropolitan identities and social cohesion.

According to these assumptions the conference consisted of three panels each focusing on one of the three possible answers: the panel "Logistik und Vernetzung: Die Metropole als 'Entlastungsmaschine'" dealt with hypotheses number one; the panel "Selbstregulierung: Neue Praktiken und städtische Räume" tackled assumption number two; and the panel "Symbolisierungsstrategien: Imageproduktion,

Identitätskonstrukte und Erinnerungspolitik" addressed the third assumption.
The papers of the first panel focused on two dimensions of the city as a socio-scape: a) the public transport system and infrastructure and b) non-quantifiable common goods like knowledge, social contacts, creative inspiration and communication. *Dagmar Schmauks* (TU Berlin, Arbeitsstelle für Semiotik) and *Deike Peters* (TGK) analysed the public transport system and infrastructure provision as possible social binding forces in the 'postmodern' metropolis. Whereas *Schmauks* argued that from an anthropological point of view individual mental maps of a city's public transport system depending in individual habits emerging from spatial factors like location of workplace, home and leisure activities do indeed create a binding force, *Deike Peters'* arguments pointed in the opposite direction. She explained that so-called postmodern, or neo-liberal city planning and urban restructuring promotes processes of social fragmentation and petrifies the city's traditional spatial division based on factors of class, race and ethnicity.

Starting from the particular role and function of large cities in the post-industrial society *Doreen Jakob* (TGK) and *Pe-Ru Tsen* (TGK) both addressed new spatial and social configurations of workplaces. By focusing on specific economic segments – creative industries and financial industries – they analysed spatial aspects of modern trading or workplaces. They concluded that spatial factors, like clustering and spatial concentration, are crucial for the industries analysed. Spatial factors do provide binding forces. The character of these forces is, however, very diffuse. They derive from the multi-faceted space system in large cities, consisting of an interwoven network of socio-spaces, economic-spaces and ideo-spaces. The binding forces described by the two papers emerge from a peculiar mixture of social ascription, social construction, virtuality and physicality of the city-space.

The second panel dealt with political strategies to counteract the disintegrating processes at work in metropolises. All four papers touched upon aspects of urban governance. The social science literature defines *governance* as a political mechanism based on public-private partnerships, on private initiatives, on non-hierarchical steering mechanism, and networks. Governance is characterized by communication processes based not so much on bargaining but on arguing and learning mechanisms. Governance must not necessarily involve state action but can be based on the cultural and social initiatives of private actors, like social movements, 'Bürgeriniti-ativen', or even youth groups. Urban governance thus comprises a broad spectrum of political action, starting from state initiatives like the ones addressed in *Neil Brenner's* (New York University, Dep. Of Sociology) and *Claire Colomb's* (University College London / The Bartlett School of Planning) paper on one end of the spectrum. It also comprises private initiatives of *cultural* apprehension of city-scape

by youth groups, hiphop culture and graffiti spraying, that *Synnove Bendixsen* (TGK) and *Susanne Stemmler* (TGK) addressed in their papers, thereby covering the other end of the extreme. The latter one is particularly interesting insofar as it is looked upon by state actors, like city governments, as deviant behaviour that 'official' urban governance has to address.

All four papers by focusing on very different aspects and modes of political and cultural apprehension and appropriation of city-space touched upon a broad range of political processes involved in urban governance. All four papers showed that urban governance because of its politically inclusive nature does indeed provide mechanisms of belonging and nurtures social, political and cultural binding forces. The panellists agreed that urban development and city planning has to take private actors and private initiatives into account. Reurbanisation and city development cannot be planned top-down. Both must rely on bottom-up mechanisms and the inclusion of private actors. The governance literature, however, pinpoints a governance paradox that is crucial in this context: Private initiatives and the involvement of private actors in political processes are enabled by the institutional framework of political systems. If the state is missing governance does not occur. So the question is: How much state does governance need? Or to put it in the context of the panel's discussion: How much city planning and state intervention does urban governance need?

The third context – cultural practices of creating metropolitan identities and social cohesion – was covered by six papers that again touched upon a broad range of different ways and means of establishing cultural or mental bonds, binding the inhabitants of large cities to the city-scape. Among these are the production of images and the imaginary of the city; the 'spatial' history of a city – landmarks and monuments; the self-referential literature on the city; the visual in and the visualisation of the city in art and photography. *Alexa Färber* and *Cordula Gdaniec* (both HU Berlin, Institute for European Ethnology) analysed everyday practices through which city images are produced. These practices are molded in a longue durée of historical images which are used as cultural capital to attract visitors but also investors and new inhabitants. The intervention of city-marketing in the production of urban imaginaries was the focus of *Ignacio Farias Hurtado's* (TGK) paper. He underlined the significance of urban utopias, of visions of urban future, disseminated by city marketing, as a vehicle for the social construction of cultural binding forces.

The panorama of cultural and political strategies and mechanisms binding people to metropolises and offering belonging techniques presented during this conference unveiled a certain cultural bias. 'Metropolis' is a Western, a Euro-Atlantic cultural concept which perhaps is the most important binding force at work.

This concept enables us – i.e. the West – to appropriate the global. We do this by semantics – *metropolis* – but also by a number of other social and cultural practices characterizing urban development since the late 19th century. In our discussions we referred especially to two aspects of the urban capacity of capturing the global: migration and self-referentiality.

Large cities and metropolises are and always were the center and the entrance point of migrants – migrants from other countries, immigrants, but also migrants from rural areas. Migrants with different cultural, religious, ethnic and racial background form the soil nurturing the development of new forms of social behaviour and cultural institutions. Cultural plurality and hybridity as well as cultural ambivalence reflect the character of metropolises as *social laboratories* . The fluidity of urban culture produces self-referential discourses negotiating the multiple identities of large cities. Globality and 'Weltoffenheit' are central elements of these discourses. They serve as common reference points and as umbrella concepts covering diversity, multiplicity und fluidity by constructing commonalities. It is in this discursive process that large cities become 'metropolises'.

The fluidity of urban culture and its transitory and hybrid character questions the analytical quality of the concept of 'identity' in the singular. Focusing instead on 'binding forces' keeps us aware of the multiplicity of identities and the singularity and individuality of processes of identity building and the consumption of urbanity. Heuristically this will help us to escape the danger of essentializing cultural phenomena addressed by 'the West' as being 'typical' for a metropolis. Metropolises are characterized by plurality, heterogeneity, difference and alterity but also by hybridity and ambivalence as accepted conditions of metropolitan life. They are social and cultural laboratories, "ein Ort der Gesellschaft und ein Ort vor der Gesellschaft" (Wolfgang Kaschuba, HU Berlin, Institute for European Ethnology). 'Binding forces' and the concept of 'belonging' help us to sharpen our awareness for these deeply individualized processes of cultural and political apprehension of urban space. Whereas 'identity' and 'integration' is based on an analytical top-down perspective reducing the individual to an element of the larger whole, 'binding forces' analytically starts from the bottom, taking individual life styles and the plurality and fluidity of city life as starting points for an analysis of metropolises thereby acknowledging their historical and cultural embeddedness.

Ursula Lehmkuhl, Stellvertretende Sprecherin Transatlantisches Graduiertenkolleg Berlin - New York. Lehrstuhl für Neuere Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte Nordamerikas am John F. Kennedy-Institut der FU Berlin, E-Mail: jfkulehm@zedat.fu-berlin.de

MARTINA HESSLER / DIETER SCHOTT

Nachwuchstagung der GSU, Universität Konstanz, 7./8.10.2005

Zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses hatte die GSU bereits mehrfach junge Wissenschaftler eingeladen, ihre Qualifikationsarbeiten einer kritischen Fachöffentlichkeit vorzustellen. Anfang Oktober 2005 fand die bislang größte Veranstaltung dieser Art in Verbindung mit der jährlichen Mitgliederversammlung an der Universität Konstanz statt, organisiert von Vorstandsmitglied Clemens Wischermann. Die Nachwuchstagung bestand aus drei thematischen Sektionen, ‚Stadt und Wissen', ‚Stadt und soziale Segregation' und ‚Stadt und Natur'. Aus fast 50 Bewerbungen waren 12 Referenten ausgewählt worden, die ihre Ansätze und Ergebnisse dem Publikum von rund 25 Stadthistorikerinnen und -historikern vorstellten.

In der von Adelheid von Saldern geleiteten Sektion ‚Stadt und Wissen' präsentierten Nachwuchskräfte aus dem Bereich Architektur, Stadtplanung und -soziologie sowie den Film- und Medienwissenschaften ihre Arbeiten.

Oliver Frey (Wien) referierte am Beispiel einer ehemaligen Schrauben- und Schokoladenfabrik in Wien über das so genannte Loft-working: kreative Industrien, die in den Gebäuden vormaliger Industriebetriebe in neuartigen Arbeitsformen tätig sind, und die in der Forschung als städtische ‚kreative Milieus' bezeichnet werden. Freys interdisziplinär ausgerichteter Forschungsansatz rekurrierte im wesentlichen auf zwei zentrale Debatten: Einerseits die Debatte über die Bedeutung von Orten und Städten in einer globalisierten Welt sowie andererseits die Forschungen über die Bedeutung des Kulturbereichs für städtische Ökonomien. Sowohl der Ort und das Gebäude als auch die netzwerkartigen Arbeitsbeziehungen spielten nach Frey eine zentrale Rolle; sie förderten ein starkes ‚Wirgefühl' und Kooperationen, die vor allem auf Vertrauen und gemeinsamen Werten und Zielen basieren und die gleichzeitig als positive Konkurrenzsituation wahrgenommen werden. Auch Kerstin Sailer (Dresden) betonte in ihrem Vortrag „InnovationsRäume" die Bedeutung von Raum. Sie fragte nach dem Einfluss der räumlichen Gestaltung von Arbeitsorten und von Stadt auf Innovationen. Sie unterschied prinzipiell zwei zentrale Ansätze hinsichtlich der Frage, wie Raum Sozialverhalten strukturieren kann: Einen probalistischen, nach dem Raum Verhalten nahe legt, aber nicht festlegen kann

einerseits, und andererseits einen deterministischen, nach dem der Raum Sozialverhalten definiert. Im Zentrum ihres Vortrags stand die Rolle von Raum als ‚Ressource' für Unternehmen, also der Einfluss räumlicher Konfigurationen auf die Entstehung ‚kollektiver Intelligenz'. Hierfür sei sowohl die Architektur der Innenräume, das unmittelbare Umfeld des Gebäudes als auch das städtische Milieu von Belang.

Ging es in diesen beiden Vorträgen um den Zusammenhang von Orten und Räumen und der Hervorbringung von Wissen und Kreativität, so untersuchten die beiden folgenden Vorträge die medialen Produktionen von Stadträumen und von Stadtimages.

Anita Schlögl (Berlin) ging in ihrem Vortrag „Geschmackskulturen und Geschmacksverstärker: Komposition urbaner Sichtbarkeiten. Zur Bedeutung von Musik im Image von Wien und Berlin" von der Beobachtung aus, dass die Bedeutung der ‚realen' Stadt gegenüber der Bedeutung der Images der Städte verloren habe. An Debatten über den iconic turn anknüpfend, machte sie eine Dominanz visueller Repräsentationen aus, mit denen Städte auf eine Sichtbarkeit zielen, und ein unverwechselbares Image herzustellen versuchen. Dabei beobachtete sie allerdings einen Bruch zwischen der physischen Stadt und dem medial vermittelten Bild der Stadt; diese Kluft würde mit verschiedenen Instrumenten, beispielsweise urbanen Events, zu füllen versucht. Diese These wird sie in ihrer Dissertation am Beispiel der Popkomm in Berlin und des Mozartjahres 2006 in Wien untersuchen.

Laura Frahm (Berlin) untersuchte in ihrem Vortrag „Topologien. Wechselverhältnis von Metropole und Film im 20. Jahrhundert", wie die Metropole durch den Film konstituiert wird. Sie setzte sich mit verschiedenen Raumtheorien auseinander, um schließlich von einem weitgefassten topologischen Raumbegriff auszugehen, der qualitative Raumbeziehungen betont und zugleich symbolische und imaginäre filmische Räume einschließt. Am Beispiel des Film Noir der 1940er und 1950er Jahre zeigte sie, wie sich der metropolitane Raum im Film zwischen 1940 und 1950 grundlegend veränderte: Von einem verdichteten, unübersichtlichen und chaotischen (‚Großstadtdschungel') hin zu einem fragmentierten Raum, in dem die Verbrechen in den Vorstädten stattfinden.

Die zweite, von Heinz Reif moderierte Sektion ‚Stadt und soziale Segregation' versammelte Beiträge, die sich um Wohnformen sowie um ethnische Positionierung im städtischen Raum drehten. Lars Amenda (Hamburg) zeichnete in seinem Beitrag „Chinesenviertel. Globale Migration und ethnische Segregation in westeuropäischen Großstädten im 20. Jahrhundert" die Entstehung von relativ begrenzten Stadtteilen mit hohem Anteil chinesischer Wohnbevölkerung seit dem späten 19. Jahrhundert nach und fragte nach der jeweiligen gesellschaftlichen

Wahrnehmung der Viertel. Diese ‚Chinesenviertel' entstanden in großen Hafenstädten wie London, Rotterdam und Hamburg aus chinesischen Seeleuten, die Ende des 19. Jahrhunderts von europäischen Reedereien angeheuert wurden und dann in den Hafenstädten den Schritt in die kleine Selbständigkeit mit Restaurants, Wäschereien etc. wagten. In der Haltung der Behörden bzw. der Öffentlichkeit zu diesen Vierteln und ihren Bewohnern stand die Faszination des Exotischen häufig neben irrationalen Ängsten vor Kriminalität und Unterwelt, waren die Chinesenviertel doch häufig in unmittelbarer Nachbarschaft zu den Amüsiervierteln angesiedelt. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurden Chinesenviertel dann auch – im Sinne eines Stadtmarketing – von den Stadtbehörden nicht nur geduldet sondern gefördert, etwa mit der Ansiedlung der Chinatown in Soho.

Malte Fuhrmann (Berlin) setzte sich in seinem Beitrag „Die ‚Verwestlichung' der spätosmanischen Hafenstädte. Eine Rekodierung des urbanen Raums mit Widersprüchen" gewissermaßen in umgekehrter Perspektive mit der Rolle der von westlichen Kaufleuten bewohnten sogenannten ‚Frankenviertel' im osmanischen Reich des späten 19. Jahrhunderts auseinander. Im 19. Jahrhundert vollzog sich mit der Kommerzialisierung und der Verstärkung des Warenaustausches ein sozial- und wirtschaftsräumlicher Bedeutungswandel, der die von Europäern bewohnten Viertel von der Peripherie zum wirtschaftlichen Zentrum der Städte machte. In den Europäervierteln waren die wichtigsten wirtschaftlichen Institutionen angesiedelt, diese Viertel erfuhren als erste den Prozess technischer Modernisierung mit Gasbeleuchtung, Wasserversorgung usw. Insofern spielten sie in der von den osmanischen Reformkräften angestreben ‚Verwestlichung' eine zentrale Rolle. Diese Präsenz einer neuen, modernen Stadt trug auch zu einer Diskreditierung der alten muslimischen Stadt bei.

Ausgangspunkt von Katja Schmidtpotts (Bochum) Beitrag „Nachbarschaftskulturen in Tokio in den 1920er Jahren" war das in der japanischen Sozialwissenschaft vertretene Dorfmodell zur Beschreibung des sozialen Lebens in Tokio. Demnach hätten in Japan – im Unterschied zu Europa und Nordamerika – die Bewohner eines Stadtviertels in harmonischen, dorfähnlichen Stadtviertelgemeinschaften zusammengelebt. In ihrem Vortrag zeigte Schmidtpott, dass dieses Modell der Dorfgemeinschaft einer empirischen Basis entbehrt und die Alltagsrealität der Stadtbewohner verfehlt. In Kontrast dazu entwickelte sie ein Modell, das sich an Erkenntnissen der Siedlungssoziologie sowie an kulturhistorischen Ansätzen orientiert. Unter dem Begriff ‚Nachbarschaftskulturen' beschrieb sie eine Vielfalt nachbarschaftlicher Lebenswelten, wobei die Angehörigen der unterschiedlichen sozialen Schichten jeweils eigene, räumlich stark begrenzte Nachbarschaftskulturen ausbildeten.

Meik Woyke (Hamburg) ging in seinem Vortrag „Wohnen im Grünen?" der

Frage nach, inwieweit sich in den 1950er bis in die 1970er Jahre hinein, in der Bundesrepublik ein suburbaner ‚Lebensstil' herausbildete. Am Beispiel von drei Siedlungsbauprojekten im Norden Hamburgs - der ab 1954 entstandenen Gartenstadt Elbhochufer in Wedel, der Oelting-Siedlung in Quickborn (1959) sowie der Hochhaussiedlung in Thesdorf (Ende der 1960er Jahre) - zeigte er auf, wie unterschiedlich Wohnklima und Lebensqualität im suburbanen Raum waren. Der langjährige Traum vom ‚Wohnen im Grünen' war bei weitem nicht so idyllisch, wie viele Großstadtbewohner gehofft hatten. So beeinträchtigte ein Kohlekraftwerk am Elbufer das Wohnen in der Gartenstadt Elbhochufer, während in den ruhigeren und ungestörteren Siedlungen die Preise für Eigenheime zu erheblichen Belastungen der Familien führten. Die von Woyke identifizierten Lebensstile waren vor allem privatistisch, auf die Familie und das eigene Heim bezogen, während man am Kultur- und Vereinslebenleben der suburbanen Orte kaum teilnahm.

Die dritte und abschließende Sektion widmete sich unter Leitung von Clemens Wischermann (Konstanz) dem Oberthema ‚Stadt und Natur'. Nils Freytag (München) beleuchtete die „Städtische Holzversorgung vom 18. bis zum 20. Jahrhundert", vorrangig am Beispiel der bayerischen Städte Nürnberg und München, die hinsichtlich ihrer Wälder und ihrer Holzversorgungspolitik unterschiedliche Typen repräsentierten. Stand Nürnberg mit den nahegelegenen ehemaligen Reichsforsten für den Typus des ‚Nahversorgungswaldes', so war München auf Holzversorgung aus weiter entfernten Wäldern mittels Flösserei und damit wesentlich stärker auf Marktkräfte angewiesen. Freytag hob die hohe Bedeutung der Holzversorung bis ins frühe 20. Jahrhundert sowie die strategische Relevanz der Holzfrage für die städtische Armenfürsorge gerade im Pauperismus hervor. Gegen die aus der territorialstaatlichen Forstliteratur destillierte Kritik an der vermeintlich unzureichenden Bewirtschaftung städtischer Wälder verwies er auf die beispielhafte Forstpolitik der Reichsstadt Nürnberg. Die Holzversorgung konnte auch erhebliche politische Konflikte provozieren, die zwischen Nürnberg und Bayern Ende des 18. Jahrhunderts fast einen Krieg auslösten.

Ulrich Rosseaux (TU Dresden) stellte in seinem Beitrag „Badekur und Sommerplaisir. Die Entdeckung der stadtnahen Landschaft als Erholungsraum im 18. und frühen 19. Jahrhundert am Beispiel Dresdens" die Aneignung des Dresdner Umlands in große historische Zusammenhänge der Grand Tour, der Entfaltung des Bäderwesens und der Neuentdeckung romantischer Landschaftswerte. Er konstatierte ein rasches und umfassendes Wachstum kleiner Badeorte im Umland Dresdens im Laufe des 18. Jahrhunderts, die von einem bemerkenswert breiten sozialen Spektrum der Dresdener Bevölkerung frequentiert wurden. Weil jenseits des Bade- und Kurgedankens der Aufenthalt in der freien Natur allgemein in der zweiten

Hälfte des 18. Jahrhunderts die Reputation heilender und die Gesundheit kräftigender Wirkung gewann, läßt sich eine wachsende Zahl von Sommer- und Gartenhäuser in geringer Entfernung von Dresden feststellen. Dort verbrachten Familien der Ober- und teilweise auch der gehobenen Mittelschicht den Sommer, von dort pendelten manche Familienväter zur täglichen Arbeit in die Stadt. Mit der Eisenbahn expandierte die Reichweite dieses ‚Sommerplaisirs' dann erheblich, teilweise wurde die Attraktivität der stadtnahen Wohnsitze durch Stadtwachstum auch wieder erheblich beschnitten.

Der Beitrag von Marcus Stippak (Darmstadt) „Von Mangel und Überfluss. Wasserversorgung und Abwasserentsorgung in Darmstadt und Dessau (1869–1989)" widmete sich dem Wandel von Leitbildern im Verhältnis von Gesellschaft und Technik. Stand bis nach dem Zweiten Weltkrieg die ‚Hygienisierung der Stadt' im Zentrum, so wurde dies durch ein konsumistisches, auf ‚Hygienisierung der Haushalte' zielendes Leitbild abgelöst, dem nach 1970 ein ökologisches Leitbild an die Seite trat. Gleichzeitig machte Stippak gegenläufige Bewegungen für Wasser und Abwasser fest. Stand die Etablierung der Wasserversorgung nach 1870 unter der Prämisse, dem Mangel an gesundheitlich einwandfreiem Trinkwasser abzuhelfen, so diente die Abwasserentsorgung dem Ziel, das Zuviel an Abwasser innerhalb der Stadt zu beseitigen. Stippak charakterisierte die zählebigen und weitgehend veränderungsresistenten intellektuellen Muster in den Technologien und Rezepten der Wasserversorgung und Abwasserentsorgung mit dem Begriff ‚Pfadabhängigkeit'.

Carsten Vogelpohl (Freiburg) beleuchtete in seinem Beitrag „Politik, Planung, Protest. Die Auseinandersetzungen um die Bundesstraße 31 in Südbaden, ca. 1950–2000" einen lang andauernden lokalen und regionalen Konflikt um eine einschneidende und extrem kontroverse Straßenbaumaßnahme. Er zeigte darin auf, wie sich die Befürworter und Gegner der Maßnahme jeweils neu auf aktuelle gesamtgesellschaftliche, insbesondere umweltpolitische Debatten bezogen, ihre Schlagwörter und Forderungen darauf ausrichteten, ihre Methoden der politischen Propaganda und Aktion jeweils aktualisierten. Obwohl die ursprünglich von den Planern bereits um 1930 vorgesehene Trasse letztlich realisiert wurde, so hatte der langjährige Konflikt doch erheblich Modifikationen und aufwendigere, die Lärmbelastung vermindernde technische Maßnahmen induziert.

Alle Beiträge der Nachwuchstagung wurden kritisch und zugleich konstruktiv diskutiert. Es bleibt zu hoffen, dass nicht nur Teilnehmer seitens der GSU mit Gewinn neuere Forschungsarbeiten und Ansätze zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung zur Kenntnis nahmen, sondern auch die Referenten wichtige Anregungen aus Fragen, Kommentaren und Gesprächen am Rande ziehen konnten.

Angesichts der sehr großen Bewerberzahl wird die GSU im Frühjahr 2006 eine Reihe von regionalen Nachwuchstagungen durchführen, auf denen weiteren jüngeren Stadthistoriker/innen und Stadtforscher/innen die Gelegenheit zur Präsentation ihrer Projekte gegeben wird. Die Termine und Orte sind aus dem Veranstaltungskalender ersichtlich.

Martina Heßler, Wissenschafliche Assistentin am Institut für Geschichte der RWTH Aachen, E-mail: martina.hessler@rwth-aachen.de
Dieter Schott, Professor für Neuere Geschichte, Institut für Geschichte, TU Darmstadt, E-mail: schott@pg.tu-darmstadt.de

THOMAS M. BOHN

Harald Bodenschatz, Christiane Post (Hg.): Städtebau im Schatten Stalins. Die internationale Suche nach der sozialistischen Stadt in der Sowjetunion 1929-1935. Berlin: Verlagshaus Braun, 2003 (Schriften des Schinkel-Zentrums für Architektur, Stadtforschung und Denkmalpflege der Technischen Universität Berlin 1). 416 S.

In den letzten Jahren ist das ‚Projekt Sozialistische Stadt' (Holger Barth) in der Fachliteratur im Zuge der Auseinandersetzung mit dem historischen Erbe der DDR auf beachtliche Resonanz gestoßen. Konsens scheint darüber zu bestehen, dass der ostdeutsche Städtebau dem Diktum unterlegen habe, von der Sowjetunion zu lernen. Über das vermeintliche Vorbild konnte sich das gelehrte Publikum bisher am ehesten in dem den zwanziger Jahren gewidmeten Standardwerk „Pioniere der sowjetischen Architektur" von Selim O. Chan-Magomedov informieren (Dresden 1988; erweiterte, zweibändige Neuausgabe in russischer Sprache: Moskau 1996-2001). Weil sich das in diversen Ausstellungen seinen Widerhall findende öffentliche Interesse inzwischen auf die Zeit der Diktaturen gerichtet hat, darf dem Verlagshaus Braun die Edition eines prachtvollen Bildbandes über die Stadtplanung in der stalinistischen Sowjetunion vor dem Zweiten Weltkrieg als Verdienst angerechnet werden. Es handelt sich um ein, den Forschungsstand zusammenfassendes Handbuch, das auf ein DFG-Projekt zurückgeht und an dem neben den beiden Herausgebern Harald Bodenschatz und Christiane Post noch Uwe Altrock, Benjamin Braun, Heike Hoffmann, Susanne Karn, Steffen Ott und Franziska Träger beteiligt waren.

Ausgehend von einer konzeptionellen Einführung und einem kurzen Überblick über die städtebauliche Entwicklung von der Oktoberrevolution bis zum Beginn der forcierten Industrialisierung werden die Ausgestaltung der Hauptstadt Moskau und der Modellstadt Magnitogorsk unter den Bedingungen des ersten Fünfjahrplans (1929-1931), der Zentralisierung der Stadtplanung (1931/32) und der Suche nach einem städtebaulichen Leitbild (1932-1935) thematisiert. Daran schließen sich ein Ausblick auf die Praxis des Städtebaus (1935-1941) und eine zusammenfassende Bewertung des 1929-1935 entstandenen Konzepts der sozialistischen Stadt an. Abgerundet wird der Band durch den Abdruck von zehn Schlüsseldokumenten und die Veröffentlichung einer ausgezeichneten Bibliographie.

Aus Platzgründen kann an dieser Stelle nur auf einige zentrale Thesen und Begriffe eingegangen werden: 1) In der Einleitung wird der ‚sozialistische Städtebau' mit dem zur Jahrtausendwende populär gewordenen Leitbild der ‚Europäischen

Stadt' assoziiert (S. 7). Sofern damit die Bedeutung der Industrie für die Stadtentwicklung gemeint sein soll, kann dem nicht widersprochen werden. Eine stalinzeitliche Stadt mit den Parametern von bürgerlicher Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft in Verbindung zu bringen, wäre jedoch verfehlt. 2) Nach der Konjunktur, die der Paradigma-Begriff im Sinne von Thomas S. Kuhn in den 1970er Jahren als Kriterium für die Bestimmung wissenschaftlicher Revolutionen erlebte, ist es unangemessen, die Kategorie des ‚Paradigmenwechsels' auf den Städtebau zu übertragen. Zumindest sollte im Rahmen dieses Argumentationsmusters nicht so inkonsequent verfahren werden, sowohl das Jahr 1923 (S. 23) als auch den Zeitraum von 1929 bis 1935 (S. 11) als Bezugspunkte der Zäsur zu wählen. 3) Als Vater des stalinistischen Städtebaus präsentieren die Verfasser den hochrangigen Parteifunktionär Lazar M. Kaganovič (1893-1991), der in seiner in verschiedenen Sprachen veröffentlichten Rede auf dem Juniplenum des Zentralkomitees der Bolschewiki im Jahre 1931 die Richtlinien für die Rekonstruktion Moskaus definiert hatte. Obgleich Kaganovičs Forderung lautete, den dörflichen Charakter der sowjetischen Städte zu überwinden (S. 154), unterlassen es die Verfasser des vorliegenden Bandes über die Frage der Realisierung repräsentativer Projekte hinauszugehen, die Theorie an der Praxis zu messen und die Widersprüchlichkeit des sowjetischen Städtebaus aufzuzeigen. Ein plastisches Bild einer real existierenden sozialistischen Stadt erschließt sich lediglich aus der Skizzierung der sozialen Wirklichkeit in der im wahrsten Sinne ‚auf der grünen Wiese' (d.h. in der Steppe) errichteten Stadt Magnitogorsk: Neben dem villenartigen Funktionärsviertel Berezka (‚Birke'; im Volksmund auch ‚Klein Amerika' genannt) gab es für Facharbeiter den als ‚sozialistische Stadt' bezeichneten Kirov-Distrikt und für Angehörige der indigenen Völker Barackensiedlungen, die von den Bewohnern als ‚Klein Schanghai' umschrieben wurden. Dazu kamen noch lagerartige Siedlungen der im Zuge der Zwangskollektivierung deportierten Bauern und Straflager für Kriminelle und politisch Verfolgte (S. 211/212). 4) Obwohl der Wettbewerb um den Palast der Sowjets in Moskau in den Jahren 1931/32 und 1932-1935 in ihrem Buch einen gewichtigen Stellenwert einnimmt, verzichten die Autoren darauf, die Rolle des ‚Sozialistischen Realismus' für die Architektur und den Städtebau der Stalinzeit zu thematisieren. Während sich die Zeitgenossen nolens volens mit dem Neoklassizismus identifizierten, sind in dem zu besprechenden Band lediglich gelegentliche Verweise auf den ‚neobarocken Städtebau' zu finden (S. 175, 278). Diese Diskrepanz etwa im Hinblick auf die Ergebnisse des 1932 geplanten, aber erst im Terrorjahr 1937 zustande gekommenen ersten Allunionskongresses der Architekten aufzulösen, wäre ungemein spannend gewesen. 5) Zu Recht wird der Generalplan für die Stadt Moskau von 1935 als „Komposition verschiedener Einflüsse" bezeichnet und sowohl auf die historische Ringstruktur der

Straßenführung um den Kreml am Moskva-Fluß zurückgeführt als auch mit den internationalen Debatten über Hygiene und Funktionalität im Städtebau in Zusammenhang gebracht (S. 190). Allerdings führt die Stilisierung des 1936 veröffentlichten Kommentars – einer Kompilation aus Parteiverordnungen, stalinistischen Grußadressen und Informationsmaterialien – zur „Bibel des sozialistischen Städtebaus“ (S. 275) zu weit. Es handelte sich weniger um eine universelle Gebrauchsanweisung für die Stadtplanung, als vielmehr um ein Projekt zur Sanierung einer historisch gewachsenen Stadt. Unlängst hat Julija Kosenkova in ihrer Studie „Sovetskij gorod 1940-ch – pervoj poloviny 1950-ch godov [Die sowjetische Stadt in den 1940er und in der ersten Hälfte der 1950er Jahre]“ (Moskau 2000) darauf hingewiesen, dass vom Moskauer Generalplan in den Debatten der Nachkriegszeit nur noch der Nimbus eines architektonischen Gesamtensembles übrig geblieben war.

Die Stärke des Bandes besteht darin, auf die internationale Dimension der städtebaulichen Debatten in der Sowjetunion aufmerksam gemacht zu haben. Seine Eigenart beruht darauf, die Bedeutung der Grünplanung im sozialistischen Städtebau ins rechte Licht gerückt zu haben. Wer sich darüber hinaus aufgrund des Titels „Städtebau im Schatten Stalins“ einen Beitrag zur Stalinismusforschung erhofft, wird enttäuscht. Eine allgemeine Aussage, wie das Spezifikum stalinistischen Städtebaus bestehe im Diskussionsverbot, in der Zentralisierung der Entscheidungen und der Fokussierung auf Moskau (S. 276/277), führt nicht weiter. Im Gegenteil: Die ständige Bezugnahme auf Kaganovič erinnert an die offizielle Geschichtsschreibung sowjetischer Parteiideologen oder die westliche Kreml-Astrologie. Weil die Funktion des städtischen Lebensraums und die Symbolik der gebauten Umwelt ausgeklammert werden, bleiben die Mechanismen der Herrschaft sowohl in Bezug auf die Einstellung der Bevölkerung als auch auf das Verhalten der Architekten im Dunkeln. In formaler Hinsicht ist die hin und wieder ins Auge fallende Diskrepanz zwischen exzellenten, mit weiterführenden Kommentaren versehenen Abbildungen (Pläne, Modelle, Bauten) und stilistisch ungeschickt wirkenden Textfragmenten (mehrfach wiederholender Satzbeginn mit einem Pronomen, inflationärer Gebrauch von Zitaten) zu beklagen. Davon abgesehen bildet der Preis von 98,- Euro einen Wermutstropfen, den Genießer hochwertiger Kost in Kauf nehmen müssen.

Thomas Bohn, Privatdozent am Historischen Insitut für Geschichte der Friedrich- Schiller- Universität Jena

Termine

2006

19. - 20. Jan.	*9. Werkstattgespräch zur Bau- und Planungsgeschichte der DDR* Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS), Erkner bei Berlin Informationen: www.irs-net.de
28. Jan.	*Pre-Modern Towns Conference 2006* Institute of Historical Research, Senate House, London, WC1 Informationen: www.le.ac.uk/urbanhist/conf.html
22. - 25. März	*European Social Science History Conference („Social In equality")* ESSHC, Amsterdam Informationen: www.iisg.nl/esshc/
27. - 28. März	*Metropolis and State in Early Modern Europe (1400-1800)* Institute of Historical Research, Senate House, London, WC1E 7HU Informationen: www.le.ac.uk/urbanhist/conf.html
27. - 29. März	*Schrumpfende Städte in historischer Perspektive* 36. Frühjahrskolloquium des Kuratoriums für ver gleichende Städtegeschichte –IStG- GmbH in Münster
29. März - 2. Apr.	*Second International Congress on Construction History* Queen's College, University of Cambridge Informationen: www.le.ac.uk/urbanhist/conf.html
30. - 31. März	*Risks, Hazards and Urban Renewal: 1666-2000* Urban History Group Meeting, University of Reading Informationen: www.le.ac.uk/urbanhist/conf.html

15. Mai	*GSU Nachwuchstagung* Zentrum für Metropolenforschung des Instituts für Geschichte und Kunstgeschichte der TU Berlin
13. - 14. Juli	*Literary London 2006: Representations of London in Literature* British Society of Eighteenth-Century Studies Informationen: www.le.ac.uk/urbanhist/conf.html
30. Aug. - 2. Sept.	*Urban Europe in Comparative Perspective* Eighth International Conference on Urban History, Stockholm (Institute of Urban History) Informationen: www.historia.su.se/urbanhistory/eauh/.
19. - 22. Sept.	*46. Deutscher Historikertag, Motto „Geschichts-Bilder"* Universität Konstanz. Sektion der GSU: „Die europäische und die amerikanische Stadt seit dem späten 19. Jahrhundert: Geschichtsbilder – Leitbilder – Trugbilder" Informationen: www.gsu.unisaarland.de
10. - 12. Nov.	*Sport als städtisches Ereignis* Tagung des Arbeitskreises für südwestdeutsche Stadtgeschichte; Garmisch-Partenkirchen Informationen: www.stadtgeschichtsforschung.de
11.-14. Dez	*Cross national transfer of planning ideas and local identity* 12th International Conference of the International Planning History Society New Delhi www.iitk.ac.in/infocell/announce/iphs/Introduction.htm

100 Jahre Deutscher Städtetag

1905 tagte der konstituierende „Erste Deutsche Städtetag“ in Berlin. 100 Jahre später trafen sich vom 31. Mai bis 2. Juni 2005 die Delegierten des Deutschen Städtetags wieder in Berlin, um den 100. Geburtstag unter dem Motto „Die Zukunft liegt in den Städten“ zu begehen. Im Mittelpunkt eines Festaktes im Konzerthaus am Gendarmenmarkt stand eine Grundsatzrede von Bundespräsident Prof. Dr. Horst Köhler. Aus Anlass des Jubiläums, das weitgehend ohne Beteiligung von Stadthistorikern begangen wurde, sind auch zwei Publikationen erschienen. Der Band „100 Jahre Deutscher Städtetag. Die Zukunft liegt in den Städten“ (Nomos-Verlag Baden-Baden), enthält neben einer Vielzahl von Beiträgen zu aktuellen Fragen der Stadtentwicklung auch einen größeren Artikel von Bernd Meyer und Ulrike Meyer-Woeller zur Geschichte des Städtetages. Dessen enge Verbindungen zu Berlin stehen im Mittelpunkt eines größeren Beitrags von Felix Escher in dem ebenfalls aus Anlass des Jubiläums publizierten Band „Berlin und der Deutsche Städtetag: Eine kleine Geschichte“, hg. von Norbert Kaczmarek (Berlin 2005). Ein ausführlicher Berichte über den Verlauf des Festaktes und der Hauptversammlung ist in der Zeitschrift „Der Städtetag“, 3/2005, veröffentlicht (s.a. die website: http://www.staedtetag.de/10/veroeffentlichungen/der_staedtetag/artikel/01583/#)

Mailingliste der GSU

Die GSU hat kürzlich eine mailingliste eingerichtet, um eine lebendige Kommunikation zwischen Forscherinnen und Forschern, die sich mit stadthistorischen und stadtsoziologischen Themen beschäftigen, zu ermöglichen. Die Liste ist unmoderiert, dass heißt, jeder kann sich selbst „subscriben“ sowie direkt mails an die Liste verschicken. Wir hoffen daher, dass auf diesem Wege auf call for papers, Tagungsankündigungen, Stellenausschreibungen, Buchankündigungen aufmerksam gemacht wird oder über Tagungen berichtet wird. Darüber hinaus bietet eine unmoderierte Liste aber auch die Möglichkeit, Forschungsanfragen zu stellen oder Diskussionen über aktuelle Themen zu führen. Wir hoffen, dass die Liste zu einer lebendigen Kommunikations- und Informationsplattform wird.

Alle Informationen zur Einschreibung in die Liste sind zu finden unter:

http://mailman.rwth-aachen.de/mailman/listinfo/gsu

Die e-mail-adresse der Liste lautet:

Gsu@lists.rwth-aachen.de

Auf weitere Fragen erteilt Auskunft:

Martina Hessler: martina.hessler@rwth-aachen.de